



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Sport als Bühne für sozialpolitischen und antirassistischen Widerstand“

Der Black Power Salute in Mexiko 1968, seine Bedeutung, die
Auswirkungen und der Einfluss auf nachfolgende Proteste durch
Sportler und Sportlerinnen in den USA.

verfasst von / submitted by

Elias Frühmann

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Magister der Naturwissenschaften (Mag. rer. nat.)

Wien, 2019 / Vienna, 2019

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 190 482 344

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium
UF Bewegung und Sport
UF Englisch

Betreut von / Supervisor:

A.o. Univ.-Prof. Mag. Dr. Rudolf Müllner

Abstract Deutsch

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit sozialpolitisch motivierten bzw. antirassistischen Protesthandlungen, die im Bereich des Sports durch afroamerikanische Athleten und Athletinnen ausgeführt wurden. Dabei wird der "Black Power Salute" bei den Olympischen Spielen in Mexiko City 1968 als sportlicher Initialprotest gesehen. Zentral ist in dieser Diplomarbeit die Fragestellung, wie dieser erste Protest zu einer Einflussgröße für nachfolgende Proteste wurde und ob bzw. welche Auswirkungen die Widerstandshandlung auf den gesellschaftlichen Gleichheitsdiskurs in den USA hatte. Eine theoretische Rahmenkonstruktion sowie eine geschichtliche Auseinandersetzung mit der US-amerikanischen Gesellschaft dienen dabei als Grundlage.

Abstract English

The following work is concerned with socio-political and anti-racist resistance in the form of protests by African American athletes. Thereby, the "Black Power Salute" at the Olympic Games in Mexico City 1968 is treated as initial-protest in the sports realm. The central questions of this diploma thesis are concerned with how this first protest by athletes influenced subsequent athletic protests and whether it had an impact on the equality-discourse of the US-American society. A theoretical framework construction as well as an historical examination of the US-American society build the foundation of this work.

INHALTSVERZEICHNIS

1. EINLEITUNG.....	7
2. THEORETISCHE ABHANDLUNGEN	10
2.1. RASSISMUS: BEGRIFFSKLÄRUNG UND THEORETISCHE PERSPEKTIVEN.....	11
2.1.1. <i>Zum Verständnis von Rassismus, Rasse und „Rassenrassismus“</i>	<i>12</i>
2.1.2. <i>„Weiße und *Farbige“: Alter Rassismus und postkoloniale Auswirkungen in den USA.....</i>	<i>14</i>
2.1.3. <i>Rassismus im US Sport.....</i>	<i>18</i>
2.1.3.1. <i>Stereotypen bezüglich afroamerikanischer Athleten und Athletinnen</i>	<i>18</i>
2.1.3.2. <i>Struktureller Rassismus im Sportmanagement.....</i>	<i>20</i>
2.2. SPORT UND POLITIK	23
2.2.1. <i>Politikwissenschaften des Sports.....</i>	<i>24</i>
2.2.2. <i>Grenzziehung: Zusammenhänge und Trennlinien des Sports und der Politik.....</i>	<i>25</i>
2.3. PROTEST, WIDERSTAND, PROTESTBEWEGUNG	29
2.3.1. <i>Sport als Protest-Plattform</i>	<i>32</i>
2.4. NATIONALER SYMBOLISMUS UND NATIONALE IDENTITÄT	36
2.4.1. <i>Nationale Identität und nationale Symbole in den USA.....</i>	<i>38</i>
2.4.2. <i>Die Flagge und die Hymne der Vereinigten Staaten von Amerika</i>	<i>39</i>
3. THE BLACK ATHLETE: DIE GESCHICHTE SCHWARZER SPORTLER UND SPORTLERINNEN IN DEN USA	42
3.1. AFROAMERIKANISCHE SPORTLER UND SPORTLERINNEN BIS 1865: SPORT IN KETTEN	43
3.2. AFROAMERIKANISCHE SPORTLER UND SPORTLERINNEN 1865 – 1968: VON DER SEGREGATION ZU VERMEINTLICHEN GLEICHBERECHTIGUNG	47
3.2.1. <i>Jesse Owens.....</i>	<i>50</i>
3.2.2. <i>Jackie Robinson.....</i>	<i>56</i>
3.2.3. <i>Cassius Clay.....</i>	<i>61</i>
4. DER STILLE PROTEST BEI DEN OLYMPISCHEN SPIELEN IN MEXIKO 1968.....	68
4.1. DER KONTEXT: DIE BÜRGERRECHTSBEWEGUNG ERREICHT IHREN HÖHEPUNKT ...	69
4.1.1. <i>Black Power</i>	<i>71</i>
4.1.2. <i>The Revolt of the Black Athlete</i>	<i>73</i>
4.1.2.1. <i>Olympic Project for Human Rights</i>	<i>74</i>

4.2.	DER „BLACK POWER SALUTE“ - TOMMIE SMITH, JOHN CARLOS & PETER NORMAN	76
4.3.	KONSEQUENZEN UND AUSWIRKUNGEN DES ATHLETENPROTESTS.....	81
4.3.1.	<i>Persönliche Konsequenzen: Von Verstoßenen zu Helden</i>	81
4.3.2.	<i>Auswirkung der Athletenproteste</i>	84
4.3.2.1.	Bedeutung für unmittelbar nachfolgende Proteste von Athleten und Athletinnen	84
4.3.2.2.	Auswirkung auf den nationalen Gleichstellungs-Diskurs.....	85
5.	NACHFOLGENDE PROTESTE DURCH ATHLETEN UND ATHLETINNEN IM VERGLEICH.....	89
5.1.	DER VERGESSENE PROTEST: WAYNE COLLETT AND VINCE MATTHEWS IN MÜNCHEN 1972	89
5.2.	DIE VIERTE WELLE DES ATHLETEN UND ATHLETINNEN-AKTIVISMUS	93
5.2.1.	<i>#BlackLivesMatter</i>	94
5.2.2.	<i>Die Proteste der St. Louis Rams</i>	95
5.2.3.	<i>LeBron James: „I Can’t Breathe“</i>	98
5.2.4.	<i>Colin Kaepernick</i>	100
5.2.4.1.	„Taking a knee“	101
5.2.4.2.	Unmittelbare Konsequenzen und Auswirkung	103
5.2.4.3.	Konsequenzen, Auswirkung und Einflüsse im Vergleich zum „Black Power Salute“	104
6.	CONCLUSIO.....	108
7.	QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS.....	110
8.	BILDQUELLEN.....	116
9.	ANHANG	118
9.1.	EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG	118

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung 1: Einige Football Fans sprechen sich bei einem Spiel der Kansas City Chiefs und der Washington Redskins gegen die Hymnen-Proteste von Athleten und Athletinnen aus.	34
Abbildung 2: Eine riesige US-amerikanische Flagge ziert das Spielfeld des Med Life Stadions vor einem NFL Spiel der New York Jets und der New Orleans Saints.	38
Abbildung 3: Reichskanzler Adolf Hitler bei der Eröffnung der Olympischen Spiele in Berlin 1936.	52
Abbildung 4: Jesse Owens beim Sprung zur Goldmedaille in Berlin	54
Abbildung 5: Brooklyn Dodgers Team 1947.	60
Abbildung 6: Muhammad Ali schlägt Sonny Liston im Rückkampf 1965 in Lewiston, Maine K.O.	65
Abbildung 7: Der Black Power Salute. (v.l.n.r.) Peter Normann, Tommie Smith, John Carlos.....	77
Abbildung 8: Das Foto von John Dominis wurde in unzähligen Zeitungen abgebildet.	78
Abbildung 9: OPHR-Button - ein Anstecker für die Menschenrechte.....	80
Abbildung 10: Die Gedenkstatue am Universitätscampus der San Jose State. Normans Platz bleibt frei.	83
Abbildung 11: Spieler der St. Louis Rams heben ihre Hände in Solidarität mit Michael Brown.	96
Abbildung 12: LeBron James zeigt seine Unterstützung auch am Spielfeld	99
Abbildung 13: Eric Reid und Colin Kaepernick protestierten kniend, Ex-Soldat Nate Boyer stand am 1. September 2016.....	102
Abbildung 14: Colin Kaepernick als das neue Gesicht von Nike.	107

Vorwort

Vorweg möchte ich mich bei meinem Diplomarbeitsbetreuer Univ. Prof. Dr. Rudolf Müllner bedanken, der mir durch sein Vertrauen die Möglichkeit gegeben hat, meine Zeit und somit diese Arbeit einem Thema zu widmen, welches für mich persönlich von besonderem Interesse ist.

Ein großes Dankeschön gilt meiner Familie, die mich immer und speziell auch während der Entstehung dieser wissenschaftlichen Arbeit unterstützt hat.

Rassismus und Benachteiligung aufgrund von Diskriminierung sind ein allseits präsent Thema. Nicht nur in der US-amerikanischen Gesellschaft, sondern auch bei uns in Österreich. Was es bedeutet, in einer primär „weißen“ Gesellschaft als sogenannte „Minderheit“ aufzuwachsen und zu leben, ist für einen Außenstehenden kaum nachvollziehbar – ein Umstand, der von mir als weißer Europäer natürlich mitreflektiert werden muss. Auch wenn diese Arbeit keinen gesellschaftlichen Umbruch einleiten wird, ist es mir jedoch ein Anliegen, auf diese Missstände hinzuweisen, um zumindest zum Nachdenken und zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der Problematik anzuregen.

1. EINLEITUNG

Wenngleich der amerikanische Traum suggeriert, dass jeder und jede alles erreichen kann, bedeutet dies jedoch nicht, dass strukturelle Gewalt abgeschafft ist bzw. der institutionelle Rassismus in den USA der Vergangenheit angehört. Das in der US-amerikanischen Verfassung verankerte Recht auf freie Rede und Meinungsäußerung ist nach wie vor nur bedingt „frei“.

In der nachstehenden Diplomarbeit soll vor allem auf afroamerikanische Athleten und Athletinnen eingegangen werden, von welchen die Bühne des professionellen Sports und ihr damit verbundener Einfluss genutzt wurde, um damalige und gegenwärtige soziale Missstände in den USA aufzuzeigen und ein Zeichen gegen den Rassismus zu setzen. Als Tommie Smith und John Carlos bei den Olympischen Spielen in Mexiko City Gold bzw. Bronze gewannen, nutzten die beiden afroamerikanischen Sprinter, die durch den Sport gegebene internationale Plattform und streckten zwei, in schwarze Handschuhe gehüllte Fäuste für die Menschenwürde empor. Dieser „Black Power Salute“ stellte eine der ersten sozialpolitisch motivierten Widerstandshandlungen in der Sphäre des Sports dar.

In dieser Arbeit soll thematisiert werden, was es bedeutet, im internationalen Rampenlicht des Sports und in aller Öffentlichkeit gegen die amerikanische Hymne und Fahne aufzustehen und dadurch die inszenierte nationale Einigkeit zu hinterfragen. In dieser Hinsicht soll außerdem gezeigt werden, mit welchem Risiko solche Proteste oft verbunden sind und welche sportlichen und persönlichen Konsequenzen die Athleten und Athletinnen solcher Handlungen zu befürchten haben. Besonders soll dieser Initialprotest, der während der Bürgerrechtsbewegung im Zuge des „Olympic Project for Human Rights“ durchgeführt wurde, und seine Auswirkungen auf nachfolgenden sportlichen Aktivismus analysiert und mit diesem verglichen werden.

Daraus ergeben sich für diese Diplomarbeit folgende Fragestellungen:

a. Kernfragestellung

Welche Auswirkungen hatte der Protest bei den Olympischen Spielen 1968 und welchen Einfluss übten Smith und Carlos mit dem Black Power Salute auf nachfolgende sportliche Proteste aus?

b. Subfragestellungen

Unter welchen Gegebenheiten kann Sport als Plattform für sozialpolitische und antirassistische Anliegen fungieren? Welchen Einfluss nehmen der Sport bzw. diese unterschiedlichen Sportereignisse auf den Diskurs „schwarz-weiß“ in den USA?

Warum wurde der Protest der beiden Athleten zu einem Politikum? Was bedeutet es, im internationalen Rampenlicht des Sports öffentlich gegen die amerikanische Fahne/Hymne aufzustehen und dadurch die inszenierte nationale Einigkeit und Identität zu hinterfragen?

Welche sportlichen und persönlichen Konsequenzen mussten die Athleten tragen? Welche Bedeutung haben diese Konsequenzen für nachfolgende Proteste?

Warum war dieser Initialprotest prägend für viele nachfolgende? Welche Querverbindungen können zu späteren Protesten hergestellt werden? Konnten die Athleten eine Veränderung bewirken?

Von besonderer Wichtigkeit ist dabei jedoch, dass die Proteste der afroamerikanischen Sportler und Sportlerinnen nicht lediglich als Widerstandshandlungen verstanden werden, sondern die Geschichte der Sklaverei, die postkolonialen Auswirkungen sowie die gegenwärtige soziale Situation in der USA zu begreifen und mitzubedenken. Nur durch solch eine Kontextualisierung kann verstanden und nachvollzogen werden, warum afroamerikanische Athleten und Athletinnen versuchten bzw. versuchen, durch unkonventionelle sportliche Protesthandlungen polarisierende Aufmerksamkeit zu erreichen und dadurch eine soziale Veränderung einzuleiten oder zumindest dazu beizutragen.

Übersicht über Inhalt der Kapitel

Im zweiten Kapitel kommt es zu einer Auseinandersetzung bzw. Abhandlung von Begriffen und theoretischen Konzepten, die von besonderer Wichtigkeit sind, um die Protesthandlungen besser analysieren zu können. Das dritte Kapitel beschreibt die Geschichte schwarzer Sportler und Sportlerinnen in den USA. Dabei werden zunächst die geringen sportlichen Möglichkeiten von Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen zu Zeiten der Sklaverei und anschließend der Bruch der „Farbgränze“ während der Segregation beschrieben. Basierend auf den vorhergehenden Kapiteln widmet sich Kapitel 4 dem stillen Protest bei den Olympischen Spielen in Mexiko 1968. Anschließend kommt es in Kapitel 5 zu einem Vergleich und einer Analyse von nachfolgenden Protesten durch afroamerikanische Athleten und Athletinnen. In Kapitel 6 folgt die Conclusio der Arbeit.

2. THEORETISCHE ABHANDLUNGEN

Dieses Einführungskapitel widmet sich jenen theoretischen Ansätzen, ohne welche eine sinnhafte Analyse der Proteste US-amerikanischer Sportler und Sportlerinnen nicht stringent durchführbar wäre. Gewissermaßen wird versucht, eine theoretische Rahmenkonstruktion zu erstellen, in der wichtige Begriffe und Konzepte in Bezug auf das gewählte Thema aufgegriffen, besprochen und für die nachfolgende weitere Bearbeitung zurechtgerückt werden. Sämtliche in dieser Diplomarbeit untersuchten sozial-politischen Proteste und Widerstandshandlungen, die im Zuge des US-Sports ausgetragen wurden, fanden nicht nur in verschiedenen Jahrzehnten und unter Berücksichtigung unterschiedlicher sozialer Kontexte und damit verbundenen gesellschaftlichen Problemdiskurse statt, sondern traten auch recht unterschiedlich in Erscheinung. Nichtsdestoweniger sind die Beweggründe der Athleten und Athletinnen auf eine sehr ähnliche Historie zurückzuführen. Nachdem diese Geschichte geprägt und durchzogen von Rassismus ist, gilt es zunächst, dieses ideologische Konzept aufzuarbeiten und für eine spätere Analyse der Proteste fassbar und bearbeitbar zu machen. Die Vielschichtigkeit des Begriffs bedarf einer möglichst exakten und neutralen Einführung in die Thematik. Des Weiteren muss im Anbetracht der politischen Forderungen, des politischen Einflusses und der politischen Folgen auch das Verhältnis von Sport und Politik angesprochen und analysiert werden. Die beiden Felder sind einerseits stark ineinander verwoben und andererseits trotzdem deutlich voneinander getrennt. So wird zunächst auf die Sportpolitik als eigenständiger Wissenschaftsbereich und auf mögliche Hintergründe eingegangen. Ebenso wird die mutmaßlich „unpolitische“ sportliche Sphäre thematisiert und darauf Bezug genommen, welche Rolle sie im sportlichen Protest einnimmt. Weiters müssen die beiden Konzepte „Protest“ und „Protestbewegung“ im Kontext der Protesttheorie angesprochen, eingegrenzt und erklärt werden. Dabei wird auf theoretische Grundlagen zur Entstehung der Protestbewegung und zur Beibehaltung eingegangen. Außerdem soll die Protest-Handlung als solche ganz allgemein und anschließend kontextualisiert, also sportspezifisch begründet werden. Das letzte Einführungskapitel der theoretischen Abhandlungen versucht die Begrifflichkeiten von nationaler Identität und nationalen Symbolen – zumindest im Ansatz – zu klären. Vor allem letztere sind von enormer Bedeutung im Hinblick auf die emotionale Wirkkraft von Protesten und Widerstandshandlungen von Athleten und Athletinnen in den USA.

2.1. RASSISMUS: BEGRIFFSKLÄRUNG UND THEORETISCHE PERSPEKTIVEN

Ein Definitionsversuch bzw. eine Konkretisierung des Begriffs „Rassismus“ erweist sich als sehr viel komplexer als oft im Vorfeld angenommen wird und bedarf einer tiefgreifenden Analyse. Grundsätzlich kann festgehalten werden, dass sich rassistische Ideologien zu einer Ausschluss- und Herabminderungslegitimierung von andersartigen Klassen, Geschlechtern, Nationen und *Rassen¹ bekennen, wobei letztere zumeist in den Vordergrund gerückt werden und wesentlich für „Rassismus“ erscheinen. In der Rassismusforschung wird zunehmend die Mehrzahlform „Rassismen“ gegenüber der Singularform bevorzugt, um auf die Diversität der Rassismus-Arten hinzuweisen. Der deutsche Soziologe Wulf D. Hund weist ausdrücklich darauf hin, dass Rassismus im Laufe der Menschheitsgeschichte immer wieder in unterschiedlichsten Formen aufgetreten ist und deren einzelne Elemente keiner fixen Verknüpfung zugeschrieben werden können (vgl. 2007, S. 34). So beschreibt er, reduziert jedoch nicht auf die teils überlappenden, aber auch unterschiedlichen binären Auftretensformen „Kultivierte und Barbaren, Reine und Unreine, Erwählte und Teufel, Zivilisierte und Wilde, Weiße und Farbige, Wertvolle und Minderwertige“ (2007, S. 36ff).

All diese unterschiedlichen Erscheinungsformen, beschrieben von Hund oder auch anderen Autoren und Autorinnen, sind als Teil des übergeordneten Sammelbegriffes „Rassismus“ zu verstehen, der wesentlich mehr beinhaltet als die Beurteilung und Ausgrenzung von Menschen lediglich aufgrund äußerlicher körperlicher Merkmale. Ein Analysefokus, der bei einer Untersuchung des Rassismusbegriffs einzig auf Charakteristika wie etwa „Aussehen“ gerichtet ist, führt zu einer einseitigen Betrachtung bzw. künstlichen Reduktion des Gesamtphänomens. Demnach beschäftigten sich die folgenden Unterkapitel zunächst mit einigen Erklärungsversuchen bzw. gewissen Misskonzeptionen von *Rasse und dem abgeleiteten Rassebegriff im Rassismus sowie anschließend mit Rassismen in den Vereinigten Staaten von Amerika und damit in Verbindung stehenden Aspekten mit besonderer Relevanz für diese Diplomarbeit. Des Weiteren soll ein kurzer Einblick in die Zusammenhänge von Sport und Rassismus gegeben werden.

¹ Mit dem Asterisk-Zeichen „*“ möchte ich Leser und Leserinnen auf Begrifflichkeiten hinweisen, von denen ich mich persönlich distanzieren möchte bzw. deren Implikationen Teil eines ideologischen Systems sind, mit dem ich nicht übereinstimme.

2.1.1. Zum Verständnis von Rassismus, Rasse und „Rassenrassismus“

Der Soziologe Hund beschreibt das vielseitig in Erscheinung tretende Negativ-Phänomen „Rassismus“ und verweist verstärkt darauf hin, dass der Terminus und der damit hergestellte Bezug zum Wort *Rasse wesentlich jünger ist als die dahintersteckende Ideologie (vgl. Hund, 2007, S. 6). Während sich das allgemeine Verständnis bzw. der Gebrauch des Rassenbegriffs, und die damit verbundene Diskriminierung von Menschen in unterschiedliche Menschengruppen erst im späten 17. Jahrhundert entwickelte, kam es bereits in der Antike zu einer Unterscheidung von kultivierten Hellenen und unmenschlichen Barbaren. Dies wurde begründet durch ein – auf Aristoteles zurückgehendes – theoretisches Konstrukt, welches dem Rassismuskonzept der Moderne in vielen Bereichen entsprach oder zumindest sehr ähnelte (vgl. Hund, 2007, S. 12). Demnach ist *Rasse nicht als der Ursprung, sondern vielmehr als Nebenerzeugnis des Rassismus zu betrachten (vgl. Hund, 2007, S. 9). Eine bloße Berücksichtigung der Rassenideologie sowie der ihr zugrundeliegenden Rassenhierarchie in der Analyse und der Suche eines Rassismus-Ursprungs ist demnach nicht nur stark mangelhaft, sondern auch inkorrekt.

Hund zufolge entspringt der Rassismus immer einem kulturellen Ausgangszentrum, in dem eben auch dieser Rassenbegriff implementiert wurde und vermehrt wieder zu finden ist (vgl. 2007, S. 9).

Aber nicht nur in Europa kann Beziehung von Rassismus und Kultur oder vielmehr eine kulturelle Verankerung des Rassismus als fundamental bezeichnet werden. Auch in Ostasien bzw. Südostasien kam es bereits vor der Entstehung der Rassentheorie und dem Aufkommen des Rassebegriffs zu einer Abgrenzung von äußeren und inneren anderen begründet durch eine, dem Konzept der Barbarei ähnelnden, kulturell geprägten Ideenlehre (vgl. Hund, 2007, S. 12).

Während in der Antike in Europa äußerliche Attribute im Vergleich zu kulturellen Faktoren wie vor allem Verhaltensweise und Intelligenz nachrangig waren, so war es der in der Moderne aufkommende Rassenbegriff, durch welchen dann schlussendlich anhand von körperlich bedingten äußerlichen Merkmalen eine Unterscheidung und Reihung von Menschen vorgenommen wurde.

Der Rassebegriff selbst hat sich im Laufe der Jahrhunderte verändert. Zunächst noch verwendet für die Trennung und Unterscheidung von „edlen“ Menschen mit vererbtem, also naturbedingtem *Adelsblut von allen anderen Menschen aus niedrigeren sozialen

Schichten, wurde der Rassebegriff im Zuge der Kolonialisierung zunehmend anthropometrisch-biologisch und dadurch vermeintlich wissenschaftlich besetzt. Mit ihm entwickelte sich der, von Hund als solcher bezeichnete, „Rassenrassismus“² und die durch den Kolonialismus geprägte Versklavung von Afrikanern und Afrikanerinnen. Der Handel, die Haltung und der Einsatz von Sklaven und Sklavinnen wurde zunächst durch religiöse, kulturelle und ästhetische Ressentiments und letztendlich über die – aus damaliger europäischer Sicht – andersartige schwarze Hautfarbe legitimiert (vgl. Hund, 2007, S. 12f). In weiteren Schritten wurde dann durch Darwins Theorien offengelegt, dass alle *Rassen derselben Spezies angehören. Indes wurde jedoch die Auffassung verbreitet, dass nicht alle *Rassen gleich weit entwickelt und manche zweifelsohne näher den primitiven Vorfahren seien. Diese Annahmen führten im Zuge des Sozialdarwinismus dazu, dass die *weiße Rasse als evolutionär weiterentwickelt angesehen wurde, begründet durch das Hirnvolumen und der damit in Verbindung stehenden Kultiviertheit. In einer dritten Entwicklungsstufe des Rassebegriffs wurden die Rassenkategorien als genetisch bedingt bestimmt (vgl. Hund, 2007, S. 14). Die Vorstellung von unterschiedlichen Rassen und die Entwicklung des davon abgleitenden Rassebegriffs werden von Hund folgendermaßen zusammengefasst:

Alle Entwicklungsstufen des Rassenbegriffs belegen, dass er versucht, natürliche Elemente wie Blut, Hautfarbe, Haar, Knochenmaße, Gene etc. zur ideologischen Verhüllung seines herrschaftlich geprägten kulturellen Kerns zu benutzen. Er amalgamiert soziale mit natürlichen Elementen. Dabei sind erstere dauerhaft und präzise bestimmbar, letztere veränderlich und unklar. Sozial drückt Rasse den weißen Anspruch aus, die am weitesten entwickelten Möglichkeiten des Menschseins zu verkörpern (Hund, 2007, S. 15).

² Hund (2007, S. 7) beschreibt mit dem Begriff „Rassenrassismus“ „die biologistische Verhüllung seines herrschaftlich geprägten Kerns“. Sprich Hautfarben, Schädelgrößen und Genen wurden bestimmten „Rassen“ attribuiert und dieser wiederum mit kulturellem Potential stigmatisiert (vgl. Hund, 2007, S. 7).

Auch wenn der „Rassenrassismus“ augenscheinlich versucht, anhand von körperlichen Merkmalen in vermeintliche naturgemäße Menschengruppen zu kategorisieren, liegt seine Hauptargumentation in der Behauptung, dass auf eben diese erblich bedingten biologischen Differenzen eine kulturelle Andersheit der unterschiedlichen *Rassen zurückzuführen ist – ein ideologisches System, das nicht zuletzt im nationalsozialistischen Österreich und Deutschland ebenso zur Anwendung kam und im politischen System genutzt wurde. Das soziale Konstrukt „*Rasse“ legitimiert den “[...] Herrschaftsanspruch der Europäer (Kaukasier, Weißen) über den Rest der Menschheit” (Hund, 2007 S. 15). Durch die Einteilung in *Rassen kam es automatisch zu einer Implementierung verschiedener sozialer Klassen, deren Ausgrenzung und Schmälerung des Menschseins unter bestimmten Gegebenheiten durch diverse Praxen rassistischer Politik autorisiert wurden (vgl. Hund, 2007, S. 8). Dem „Rassenrassismus“, wie auch allen anderen Formen des Rassismus, liegen kulturelle Differenzen zugrunde. Wie beschrieben, wird der Ursprung in natürlichen körperlichen Gegebenheiten gesehen, welche bestimmten Menschengruppen zugeschrieben und als *Rasse kategorisiert werden, wenngleich in Wirklichkeit diese *Rassen erst aufgrund eben dieser abweichenden Kultur konstruiert und klassifiziert werden konnten. Hund betont, dass es keine kulturunabhängige Theorie zu „*Rassen“ geben könne (vgl. 2007, S. 15).

2.1.2. „Weiße und *Farbige“: Alter Rassismus und postkoloniale Auswirkungen in den USA

“Die ökonomische Grundlage und das politische Gerüst der Weißheit bildeten Kapitalismus und Kolonialismus. Das ideologische Substrat für die Begründung der Weißheit lieferte die Rassentheorie der Aufklärung.” (Hund, 2007, S. 70)

Die Hautfarbe kann und darf als natürliches äußerliches Merkmal gesehen werden. Im Vergleich dazu jedoch ist die Verwendung von Begrifflichkeiten, dienend der Unterscheidung von menschlichen Teints in „weiß“ und „färbig“ – also im Grunde eine unbunte zusammengemischte Farbe bzw. alle anderen verbleibenden Farben – geradezu absurd. Aber vor allem eine Assoziierung der Hautfarbe mit künstlich konstruierten *Rassen, deren Anspruch es jedoch ist, naturgemäß zu sein, entzieht sich jeder wissenschaftlichen Logik. Die Idee von verschiedenen Hautfarben bzw. eine Kategorisierung in Menschengruppen aufgrund eben dieser, entspringen einer

gesellschaftlichen Konstruktion. Daher ist es geradezu illusionär, diesen Farben eine ideologische Bewertung Teil werden zu lassen. Im Prinzip wurden alle menschlichen Farbkategorien künstlich geschaffen und sozial konstruiert (vgl. Hund, 2007, S. 68). Sogar einer der bedeutendsten Philosophen der Aufklärung, Immanuel Kant, spielte eine tragende Rolle in der Verbreitung und Pseudo-Verwissenschaftlichung der Idee, dass sich ein hierarchisches Konzept in Abhängigkeit der Hautfarben von *Menschenrassen konstruieren ließe. So hatten Kants Annahmen auch direkte Auswirkungen auf die Bezeichnungen und Eigenschaftszuschreibungen von Afrikanern und Afrikanerinnen. Der Philosoph attribuierte ihnen lediglich ein minimales kulturelles Potential (vgl. Bernasconi, 2007, S. 148).

Diese rassistische Ideologie von einer Superiorität der Weißheit gegenüber allen anderen *Rassen wurde erheblich im und durch den Kolonialismus geprägt. Während in den Anfängen des europäischen Kolonialismus zunächst noch religiöse und kulturelle Hintergründe der Beherrschung anderer genug waren, so war es der transatlantische Kolonialismus, durch den in erster Linie die Hautfarbe und die hierarchische rassistische Herabminderung Nicht-Weißer ungemein an Bedeutung gewann. Die herrschaftlichen Strukturen der Kolonialmächte rechtfertigten auf Basis dieser Ideenlehre – gepaart mit und gestützt durch Mythen und diverse Stereotypen – die Versklavung von Afrikanern und Afrikanerinnen und deren Verschiffung in die „Neue Welt“. Auch der Genozid an den *rothäutigen amerikanischen Ureinwohnern und Ureinwohnerinnen folgte derselben „Logik“ (vgl. Hund, 2007, S. 72ff). Das Aufblühen des transatlantischen Sklavenhandels Anfang des 16. Jahrhunderts war gefolgt von Jahrzehnten des aktiv gelebten Rassismus und der allgemein akzeptierten Unterdrückung und Ausbeutung von Minderheiten in der englischen Kolonie in Nordamerika. Erst durch den Bürgerkrieg zwischen den Nord- und den Südstaaten konnte allmählich eine Besserung der Missstände erwirkt werden. Durch die Verabschiedung des 13. Zusatzartikels zur Verfassung der Vereinigten Staaten im Jahre 1865 wurde die Haltung von Leibeigenen in den USA per Gesetz verboten. Die Folgen des Krieges waren jedoch keineswegs die Gleichberechtigung aller sich in Nordamerika befindlichen Menschen. Vielmehr war die direkte Konsequenz die – euphemistisch ausgedrückt – separierte Koexistenz oder viel treffender, Segregation, der unterschiedlichen *Rassen in sämtlichen öffentlichen, als auch in privaten Bereichen (vgl.

Schild, 2016, S. 48). Erst die Verabschiedung des Civil Rights Acts 1964 versprach eine dauerhafte sukzessive Besserung.³

Obwohl der „Farbrassismus“ immer mehr seinen wissenschaftlichen Anspruch verlor, so bildete und bildet er nach wie vor den Grundstein des Alltagsrassismus – nicht ausschließlich, aber besonders in den Vereinigten Staaten von Amerika. Auch wenn der institutionalisierte Rassismus laut Gesetzestext der Vergangenheit angehört, so halten sich in den US-amerikanischen Gesellschaft immer noch die postkolonialen Auswirkungen und die Überreste einer jahrhundertelangen Diskriminierung, Unterdrückung, Ausbeutung und Entmenschlichung einer sozialen Gruppe (vgl. Hund, 2007, S. 74).

Die Wunden sind tief, kaum verheilt und keineswegs vergessen. Durch gesellschaftspolitische Maßnahmen wie dem Civil Rights Act 1964 und ähnlichen, der angestrebten Gleichberechtigung dienlichen Maßnahmen⁴ wurde im 20. und im 21. Jahrhundert immer wieder versucht dem Rassismus aktiv entgegenzuwirken und in eine positive Diskriminierung⁵ umzukehren. Allerdings kann dem Ende der Sklaverei, der Abschaffung der Rassentrennung und der Verabschiedung einiger Zusatzartikel zunächst lediglich eine symbolische Gleichsetzung von „Schwarz und Weiß“ zugemessen werden. Von Chancengleichheit kann in Anbetracht der Nachwirkungen und der noch immer andauernden sozialen Missstände in den USA nach wie vor nicht gesprochen werden (vgl. Wise, 2005, S. 14).

³ Eine detaillierte Beschreibung und Schilderung der Vorkommnisse während der Sklaverei, der Segregation sowie der Bürgerrechtsbewegung findet sich in Kapitel 3. und Kapitel 4.1.

⁴ Die tatsächlich unternommenen Anstrengungen zur Umsetzung und Wirkkraft jener können an dieser Stelle nicht ausführlicher behandelt werden.

⁵ Positive Diskriminierung oder auch „Affirmative Action“ beschreibt Maßnahmen zur bewussten Bevorzugung gewisser sozialer Gruppen. Wise definiert Affirmative Action folgendermaßen: “any race- or gender-conscious effort to identify, recruit, hire, admit, train, or promote qualified women or people of color for employment, educational, and contracting opportunities. Whereas standard antidiscrimination law takes a more passive approach, essentially saying that discrimination against a person on the basis of race, sex, or several other factors is illegal, affirmative action takes a more active stance. Affirmative action is essentially premised on the notion that without deliberate efforts to improve the representation of people of color and women of all colors, those individuals will continue to be overlooked, no matter what their talents and abilities” (Wise, 2005, S. 13).

Der Bürgerrechtsaktivist Martin Luther King erklärte diese Tatsache wie folgt:

Whenever this issue of compensatory or preferential treatment for the Negro is raised, some of our friends recoil in horror. The Negro should be granted equality, they agree; but he should ask nothing more. On the surface, this appears reasonable, but it is not realistic. For it is obvious that if a man is entered at the starting line in a race three hundred years after another man, the first would have to perform some impossible feat in order to catch up with his fellow runner (Martin Luther King zitiert in Wise, 2005, S. 14) .

Dieser unrechtmäßig erworbene Vorsprung, dem Angehörige von Minderheitengruppen in den USA seit jeher hinterherlaufen müssen, kann nicht binnen weniger Jahre wettgemacht oder korrigiert werden. Obwohl Rassismus, unter anderem durch bewusste Vorteilsgewährungen für zuvor strukturell diskriminierte Gruppen, im öffentlichen Bereich nicht mehr existieren dürfte und sollte, besteht der sozial und kulturell geprägte Rassendiskurs weiterhin. Problematisch ist hierbei nicht nur die offensichtliche Form des „Rassenrassismus“, sondern die scheuklappenartige Herangehensweise vieler Amerikaner und Amerikanerinnen, die eben schon in der offiziell verschriftlichten Gleichberechtigung das Ende der sozialpolitischen Unterdrückung sehen. Die bewussten Kompensationsversuche seitens der Regierung der USA, wie etwa den geförderten Zugang zu Bildung, eine verbindliche Arbeitnehmer- und Arbeitnehmerinnenquote oder faire Löhne, wird oft als übertriebene oder sogar unfaire Maßnahmen wahrgenommen (vgl. Wise, 2005, S. 14).

Weiters führen die sogenannten Affirmative Actions in gewissen Maßen zur allgemeinen Auffassung, dass dadurch die „Blutschuld“ beglichen sei. Die daraus resultierende individuelle Entschuldung und Verantwortungsabgabe – „ich zahle ja eh Steuern dafür“ – führt zu einem Andauern des teils unbeabsichtigten oder unsichtbaren Rassismus. Oft wird dieser Rassismus nicht als solcher wahrgenommen, da nur der öffentliche Rassismus gesetzlich verfolgt wird. Eine Auslöschung des einstig strukturell verbreiteten Gedankengutes ist nicht zuletzt deshalb noch in weiter Ferne (vgl. Schild, 2016, S. 70).

Mediale Berichterstattungen erwecken den Eindruck, als würde die Hautfarbe auf den Spielfeldern des Sportes keine Rolle spielen. Es finden sich jedoch auch im Sport diskriminierende und rassistische Diskurse und Konstruktionen. Im nächsten Unterkapitel soll auf diese Tatsache kurz eingegangen werden.

2.1.3. Rassismus im US Sport

Sport verbindet, er inkludiert, er suggeriert ein Gefühl von „wir“ und er bietet ein kultur- und sprachenübergreifendes Kommunikationsmedium – so die Idealvorstellung. Auf das Wesen des Sports treffen jedoch auch Aussagen zu, die vollkommen konträr dazu sind. Sport exkludiert, er diffamiert und bietet enormes Konfliktpotential. Dieser im Sport wiederzufindende Dualismus lässt die Komplexität des sozialen Phänomens erahnen. Diskriminierung und Rassismus machen auch vor den Sphären des Sports nicht Halt. Nachdem die im Sport vorzufindenden Rassismen nicht weniger komplex und facettenreich sind als das Rassismuskonzept selbst, sollen im Folgenden nur zwei Teilaspekte am Beispiel der USA angesprochen werden:

- Afroamerikanische Athleten und Athletinnen und die Perpetuierung rassistischer Stereotypen

- Struktureller Rassismus in Führungspositionen von Major League Vereinen in den USA

2.1.3.1. Stereotypen bezüglich afroamerikanischer Athleten und Athletinnen

Homer: „You are the man Carl, I believe you can fly!“
Carl: „Boy, I am so sick of everyone assuming I am good at Basketball, because I am african american“ (Polcino, 2001, Time Code: 04:09 bis 04:22 Minuten).

Der hier wiedergegebene Wortwechsel ereignete sich zwischen den beiden Charakteren Homer Simpson und Carl Carlson, gefolgt von einem absolut überzeichneten Slam-Dunk, wie er von keinem Basketballprofi dieser Welt durchgeführt werden könnte. Wie so oft werden sozialpolitische Diskurse in der US-amerikanischen Zeichentrickserie „The Simpsons“ aufgegriffen und überdramatisiert auf den Punkt gebracht. In diesem Fall ist es

die angeblich naturgemäße sportliche und physische Überlegenheit afroamerikanischer Athleten und Athletinnen. Diese zugesprochene körperliche Superiorität wird im Gegenzug sofort gegen schwarze Sportler und Sportlerinnen gewandt, denn die sich daraus ergebende Prämisse diskreditiert harte Arbeit, Disziplin, Training, Fleiß und Einsatz. Konnotiert wird die Faulheit schwarzer Athleten und Athletinnen und deren bloße Begnadung. Die Annahme dabei ist, dass diese Leistungsfähigkeit „gottgegeben“ sei. Des Weiteren bestärkt sie das Vorurteil, dass körperliche Arbeit den Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen, Denkarbeit hingegen der kulturell superioren weißen Bevölkerung vorbehalten sei (vgl. Anderson, 1996, S. 363).

Dieses verfälschte Bild entspringt demselben biologistischen Rassismus, der sich einst die Sklaverei ihrer herrschaftlichen Legitimation bediente. Diese Reduzierung des sportlichen Erfolges auf nichts mehr als den angeborenen Körper der Athleten und Athletinnen verdeutlicht wiederum, dass der „Rassenrassismus“ keineswegs überwunden wurde und stets präsent ist. Hoberman schreibt in „Darwin’s Athletes“ über existierende „bioracial“ Unterschiede, denen durchaus athletische Bedeutung nachgesagt werden kann. Weiters bestätigt er, dass es kulturell als auch genetisch bedingt zu solchen körperlichen Diversitäten kommen kann, die auch auf eine größere Bevölkerungsgruppe zutreffen können. Allerdings sind die, von Hoberman als solche bezeichneten Hypothesen keineswegs wissenschaftlich bestätigt und geben keinen Aufschluss darüber, warum es einen negativen Zusammenhang zwischen geistigem Vermögen und athletischer Begabung geben sollte (vgl. Hoberman, 1997, S. 240).

Die Tatsache, dass dieser Diskurs auch im Sport fortgeführt wird, kommentiert bzw. hinterfragt Anderson wie folgt:

The real question is why there is the necessity for an explanation in the first place. If it were not for the fact that whites, who dominate almost all other aspects of American life, felt inferior to blacks in certain sports and felt resentment due to this fact, would such questions ever be asked? (Anderson, 1996, S. 364).

Wie auch schon Jahrhunderte zuvor, entspringen jegliche Theorien, die zur Unterdrückung von Minderheiten dienen, einem weißen Herrschaftsanspruch. Stereotype Annahmen bezüglich des natürlichen sportlichen Vermögens schwarzer Athleten und Athletinnen, welche in vielen unserer Köpfe vorherrschend sind, stellen ohne Zweifel einen problematischen Teil des gegenwärtigen Alltagsrassismus dar, welcher unter anderem auch durch unreflektierten pseudowissenschaftlichen Sportjournalismus vorangetrieben wird.

Ein weiterer Aspekt in Bezug auf Rassismus im Sport widmet sich den organisatorischen Strukturen des Sports in den USA am Beispiel der National Basketball Association und der National Football League.

2.1.3.2. Struktureller Rassismus im Sportmanagement

Washington Redskins, Kansas City Chiefs, Chicago Blackhawks, Cleveland Indians – ein kurzer Blick auf die Namensgebung einiger Teams der Major American Sports Ligen (National Football League, National Hockey League, National Basketball Association, Major League Baseball) genügt, um eine Querverbindung zum Kolonialismus und dem genoziden Ursprung der USA herzustellen. Obwohl diese Form des Rassismus gegenüber amerikanischen Ureinwohnern und Ureinwohnerinnen nicht zuletzt durch teils stereotypische und beleidigende Logos in aller Öffentlichkeit perpetuiert wird, so scheint die Diskriminierung in einer gewissen Weise unsichtbar geworden zu sein. Auch die Tatsache, dass die Mehrzahl an Sportler und Sportlerinnen in vielen professionellen Sportarten in den USA Menschen mit afroamerikanischen Wurzeln sind, täuscht über den unsichtbaren und partiell auch unbeabsichtigten Rassismus im Sport hinweg (vgl. Anderson, 1996, S. 359f). Wohingegen die gleichberechtigte Rolle als Sportler und Sportlerin mittlerweile unantastbar scheint, so gibt es in „executive positions“ wie etwa General Manager, CEO/Präsident oder Trainer nur sehr wenig Diversität.

1995 markierte das Jahr, in dem weit mehr als die Hälfte aller Spieler der NBA (82%) und der NFL (68%) Afroamerikaner waren. Diesen enormen Spielerzahlen stand eine unverhältnismäßig geringe Anzahl von Cheftrainern mit schwarzer Hautfarbe (NBA - 19%; NFL - 7%), Assistenztrainer (NBA - 39%; NFL - 10%) und Top Management Positionen (NBA - 15%; NFL - 5%;) gegenüber (vgl. Anderson, 1996, S. 372). Obwohl

2002 durch die Affirmative Action die sogenannte Rooney Rule⁶ offiziell in der NFL eingeführt wurde, so kann dieser lediglich der symbolische Wert einer öffentlichen Stellungnahme zugesprochen werden. Seit der Implementierung der Vorschrift konnte laut Solow, Solow und Walker (vgl. 2010, S. 337) keine signifikante Veränderung bezüglich afro-amerikanischer oder anderer Minderheiten auf der Position des Cheftrainers in der NFL erreicht werden. Ein mögliches Problem wird dabei in der Schwierigkeit des Einstieges in die unteren Ebenen der Trainerlaufbahn sowie in der schwammigen Auslegung der Regel gesehen (Solow, Solow & Walker, 2010, S. 337)⁷. So ist es wenig verwunderlich, dass es erst im Jahr 2007 erstmalig zu einem Finalspiel in der Geschichte der National Football League unter der Beteiligung zweier afro-amerikanischer Cheftrainer kam (Solow, Solow & Walker, 2010, S. 332). Wohingegen einige dieser oben genannten Zahlen beinahe ein Vierteljahrhundert alt sind, so implizieren Werte aus der Saison 2017/18 eine positive, wenn auch äußerst geringe Veränderung. So standen laut den Racial Reports der NFL und der NBA bei ähnlich hohen Spielerzahlen (NBA - 73,9 %, NFL - 69,7 %) mehr Cheftrainer (NBA - 20%; NFL - 21,9%), Assistenztrainer (NBA - 40,5%; NFL - 30,9%), General Manager (NBA - 12%; NFL - 12,5%), jedoch noch weniger Personen in Top Management Position (NBA - 8,2%, NFL - 3%) mit afroamerikanischen Wurzeln in einem Anstellungsverhältnis (Lapchick 2018, S. 1ff; Lapchick 2019, S. 1ff).

Trotz einiger affirmativer Versuche, den Ungleichheiten im professionellen Sport entgegenzuwirken, kann nur eine sehr langsame Entwicklung beobachtet werden. Sämtliche Argumente, die auf die adäquate Angestelltenzahl im Vergleich von Afroamerikaner und Afroamerikanerinnen und der restlichen Bevölkerung der USA aufbauen, können in Anbetracht der enormen Überzahl von afroamerikanischen Spielern nur als rassistische Uneinsichtigkeit abgetan werden. Während die Position der Chef- bzw. Assistenztrainer bereits bessere Zahlen aufweist, so bleibt die Führungsetage und somit das Powerhaus der NBA und der NFL eindeutig „weiß“ besetzt.

Wenngleich in diesem Einführungskapitel nur an der Oberfläche des großen sozial-konstruierten Phänomens „Rassismus“ gekratzt werden konnte, so bildet es einen groben

⁶ „The Rooney Rule requires National Football League teams to interview at least one minority candidate when hiring a head coach” (Solow, Solow & Walker, 2010, S. 332).

⁷ „The Rooney Rule was strengthened late in the 2018 season. Teams are now required to go outside their own organizations to interview a candidate of color, or to interview a candidate who is on the league’s career development advisory panel list.” (Lapchick, 2019, S. 13)

Überblick und ein gewisses Grundverständnis für die wichtigsten Begrifflichkeiten, deren Ursprünge und die fortwährende Problematik im besonderen Hinblick auf die USA und diese Diplomarbeit von Relevanz sind. Rassismus – ob unsichtbar im Verborgenen oder sichtbar im Öffentlichen, unbewusst oder beabsichtigt, gegen andersaussehende oder andersdenkende – besteht weiterhin und ist tief in uns verankert. So tief, dass gewisse diskriminierende und ausgrenzende Ideen, Mythen und Stereotype ohne jegliche Reflexion und Hinterfragung in unserer Gedankenwelt übernommen wurden und in gewisser Weise einer Reproduktion jahrhundertealter pseudowissenschaftlicher Erkenntnisse nach sich ziehen. Die Rassismus-Ideologie wird von vielen von uns perpetuiert und am Leben gehalten. Umso wichtiger scheint es, sich dagegen auszusprechen und öffentlichen Widerstand gegen diese Missstände zu zeigen. Einige Proteste sollen in den nachfolgenden Kapiteln, unter Bezugnahme bzw. Verweise auf dieses Kapitel, genauer analysiert und verglichen werden.

2.2. SPORT UND POLITIK

Ungeachtet der populärkulturellen Bedeutung und der damit verbundenen Inklusion bzw. auch Reproduktion gesellschaftlicher Vorschriften und Regeln, wird das sportliche Feld – so scheint es – meist als marginal, abgegrenzt oder sogar bedeutungslos im direkten Vergleich mit anderen wichtigen Feldern wie Politik und Wirtschaft gesehen (vgl. Marschik, 2004, S. 37). In dieser Hinsicht verweist Marschik (vgl. 2004, S. 37) auch auf die periphere Repräsentation des Sports im medialen Kontext. So werden diesbezügliche Nachrichten im Fernsehen stets politischen bzw. wirtschaftlichen Mitteilungen nachgereiht und finden auch in Printmedien lediglich in den letzten Seiten eine fast stiefmütterliche Positionierung. Spitaler (vgl. 2009b, S. 273) erklärt die einstige Nichtthematisierungen der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Macht in der deutschsprachigen Sportwissenschaft mit der bewussten Konstruktion von unpolitischen sportlichen Umgebungen im 20. Jahrhundert.

Nichts desto trotz kann die omnipräsente Wechselwirkung des sportlichen und des politischen Feldes keinesfalls abgesprochen werden, weshalb diese auch in der gegenwärtigen Sportwissenschaft allmählich mehr an Bedeutung gewinnen konnte. Während Houlihan (vgl. 1997, S. 2) bereits vor zwei Jahrzehnten auf ein wachsendes akademisches Interesse an den interdisziplinären Sportwissenschaften hinweist und dieses vor allem mit der gesteigerten ökonomischen, kulturellen und politischen Relevanz des Sports begründet, kritisiert Bulgarin (vgl. 2018, S. 12) jedoch die gegenwärtig fehlende Etablierung der Sportpolitik als eigenständiges Feld in der Sportwissenschaft. Nachdem in der Literatur keine einheitliche oder präzise Definition für den interdisziplinären Wissenschaftsbereich „Sportpolitik“ bzw. „Politikwissenschaften des Sports“ vorzufinden ist, was nicht zuletzt auf die mangelnde Präzision der beiden Begriffe zurückzuführen ist, und eine tiefergehende Auseinandersetzung damit bzw. eine Ausarbeitung einer solchen Präzisierung weder dem Sinn noch dem Rahmen dieser Diplomarbeit entsprechen würde, werden sich die nächsten Unterkapitel vor allem mit der, in der wissenschaftlichen Literatur behandelten Beziehung der beiden Felder – Sport und Politik – und in weiterer Folge mit möglichen Zusammenhängen bzw. Trennlinien auseinandersetzen.

2.2.1. Politikwissenschaften des Sports

Für Marschik (vgl. 2004, S. 36) wird durch den Sport eine eigenständige gesellschaftliche Sphäre konstituiert, welche jedoch fortwährend politischem bzw. auch ökonomischem Einfluss ausgesetzt ist. In einem Versuch, diese politische Prägung, oder vielmehr die Wechselwirkung der beiden Felder zu erklären, formen Lüschen (1996) und Güldenpfenning (2000) Modelle mit drei bzw. letzterer mit vier Kategorien. Diese beiden Ansätze bilden bzw. beschreiben – wenn auch keine kongruenten – ziemlich ähnliche Kategorien bezüglich der möglichen Gestalten, in der die Beziehung des sportlichen und des politischen Feldes in der Sportpolitik auftreten können. Im Nachfolgenden werden die individuellen Kategorien der beiden Ansätze in ähnliche bzw. teilweise konforme Klassen zusammengefügt.

Zunächst wird von Lüschen (vgl. 1996, S. 5) die Kategorie „Sport in der Politik“ gebildet. Dabei wird unter anderem die direkte politische Nutzung des Sportes in und für totalitäre Systeme und Schreckensherrschaften erwähnt. In diesem Kontext wird auch auf Zusammenhänge wie Identifikation und Verbundenheit mit politischen Systemen bzw. ein gesteigertes Ansehen eben dieser durch sportliche Leistung bzw. Systemleistung hingewiesen (vgl. Lüschen, 1996, S. 5). Güldenpfennig (vgl. 2000, S. 314) schreibt in seinem Ansatz von den Kategorien „Sport als politisches Symbol“ und „Sport als politisches Mittel“ und liefert somit eine ähnliche Auffassung der möglichen Beziehung der beiden Felder. Letztere definiert er mit der „Instrumentalisierung des Sports für allgemeine gesellschaftspolitische Ziele, die über ihn und seinen eigenen unmittelbaren Bereich hinaus- und in die Gesellschaft insgesamt hineinreichen“ (Güldenpfennig, 2000, S. 314). Des Weiteren zählen für Lüschen auch die Setzung und Verfolgung politischer Ziele durch staatsunabhängige Institutionen und Zusammenschlüsse, wie etwa das Internationale Olympische Komitee (IOC), und das damit verbundene Wirken des Sportes auf Frieden, kriegerische Handlungen oder allgemeine internationale Beziehungen, als Sport in der Politik (vgl. 1996, S. 5). Als gutes Beispiel dafür dient der Ausschluss des damaligen Apartheidstaates Südafrika von den Olympischen Spielen im Jahr 1964 durch das IOC. Zur zweiten Klasse, die Lüschen mit „Politik im Sport“ bzw. Güldenpfenning mit „Sport als Gegenstand politischen Handelns“ betitelt, werden vor allem direkte oder indirekte

politische Einflussnahmen, etwa durch totalitäre Systeme, aber auch durch demokratisch Rechtsstaaten in den sportlichen Bereich, gezählt (vgl. Güldenpfennig, 2000, S. 314; vgl. Lüschen, 1996, S. 2 f.).

Abschließend können die Kategorien „Politische Struktur des Sports“ bzw. „Sport als Feld politischen Handelns“ in einer dritten Klasse, die ebenso eine mögliche Beziehungen von Sport und Politik beschreibt, zusammengeführt werden. Lüschen (vgl. 1996, 3 f.) geht dabei vor allem auf die Parallelen bezüglich Machtstrukturen und Gliederungen von sportlichen Institutionen und politischen Strukturen ein.

Die zuvor beschriebenen und hier in Klassen zusammengefassten Kategorien der beiden eigenständigen Modelle verkörpern eindeutig ähnliche Ideen, allerdings sind sowohl die einzelnen Kategorien der beiden Ansätze, als auch die hier zusammengeführten Klassen nicht immer eindeutig voneinander abgrenzbar. Das Verhältnis von Sport und Politik ist für die beiden Autoren im Grundlegenden kategorisierbar, allerdings sind die einzelnen Kategorien und somit die jeweiligen Grenzen des gesamten Wirkungsgefüges der beiden Felder keineswegs immer eindeutig identifizierbar und eher verschwimmend. Des Weiteren wird von Spitaler (vgl. 2005, S. 32) kritisiert, dass die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit sportpolitischen Diskursen stark mit dem eigenen Politikverständnis der Autoren einhergeht und, nicht zuletzt deshalb, oftmals nur Politik im Sinne staatlicher Regulierungen oder staatlichem Handeln in der Beziehung von Sport und Politik betrachtet wird. Daher wird im folgenden Unterkapitel diese traditionelle Sichtweise der Sportpolitik zunehmend geweitet und nach Spitaler (2009a) ein Ansatz, der auf Zusammenhänge bzw. auch Trennlinien der beiden Felder in verschiedenen Kontexten eingeht, vorgestellt.

2.2.2. Grenzziehung: Zusammenhänge und Trennlinien des Sports und der Politik

Spitaler (vgl. 2009a, S. 62 f.) weist darauf hin, dass institutionelle Politik auch im sozialen Milieu des Sports weitergeführt wird – teils in öffentlichen oder aber auch in nicht – öffentlichen Sphären. Demnach bieten sportliche Institutionen für Insider oft einen

formlosen politischen Betätigungsraum, der für Outsider – früher, aber auch heute oftmals Frauen – als unzugänglich und daher abgegrenzt gilt. Demnach sind Politikerinnen beim Rückzug der politischen Öffentlichkeit an männerdominierte Orte wie z.B. diverse Sportclubräume oder Stammtischrunden immer noch benachteiligt. Spitaler schreibt hierbei von einer Vergemeinschaftung nach innen (vgl. Spitaler, 2009a, 62 f.). Im Gegensatz zur öffentlichen Politik gibt es keine gesetzlichen Regulierungen oder Kontrollinstanzen in nicht-öffentlichen sportlichen Sphären. Des Weiteren weist der Politologe auch auf die zunehmende Professionalisierung im Hinblick auf die Strukturen bzw. Organisation von ehrenamtlichen Vereinen hin, wodurch ein erleichterter Zutritt für Angehörige der Outsider-Gruppe ermöglicht werden könnte. Allerdings beteuert Spitaler (vgl. 2009a, S. 63), dass auch derartige Entwicklungen nicht unbedingt die politische Bedeutsamkeit dieser sportlichen Umfelder verringern werden.

Mit der Vergemeinschaftung nach außen beschreibt Spitaler (2009a, 64 f.) quasi das Gegenstück zum informellen Insider-Rückzugsort, nämlich die durch das politische Feld bewusst oder auch unbewusst aufgesuchte Öffentlichkeit des professionellen sportlichen Feldes. Offizielle Vereinspositionen bieten männlichen Politikern eine Möglichkeit zur öffentlich Repräsentation von Führung und Macht. Allerdings relativiert der Autor die tatsächliche Nutzung dieser medial wirksamen Positionen und verweist auf den antipolitischen Charakter des Sports (Spitaler, 2009a, S. 64). Hingegen dienen für funktionsunabhängige Auftritte durch Politiker und Politikerinnen, nicht zuletzt bei feierlichen Anlässen, Stadien und Sportstätten sehr wohl als öffentlichkeitswirksame Sphären. Anstatt sich in VIP-Clubräume zurückzuziehen, können sich Politiker und Politikerinnen volksnah zeigen – aufgrund von authentischer Überzeugung oder strategischer Inszenierung sei an dieser Stelle dahingestellt (vgl. Spitaler, 2009a, S. 65).

Eine weitere Wechselwirkung der beiden Felder zeigt sich in der gängigen Aufnahme und Adaptierung sportspezifischer Begriffe und Metaphern in die politische Sprache und vice versa. Spitaler (vgl. 2009a, S. 67) begründet die Verwendung des sprachlichen Lehensguts in der institutionellen Politik durch eine bewusste Entpolitisierung und der damit einhergehenden Schwächung umkämpfter Diskurse. So sind Politiker und Politikerinnen oft „fit“ für den Job, manchmal liegt „die Latte zu hoch“ und in anderen Fällen spielen sie in einer „ganze anderen Liga“ (vgl. Bröckling, 2014, S. 92). Besonders profitiert der

politische Sprachgebrauch von Metaphern ökonomisch-wirtschaftlichen Ursprungs wie etwa „Leistung“, die zwar von beiden Feldern aufgegriffen und verwendet werden, allerdings „durch die positive Besetzung des Sports einen Zusatzgewinn in politische Auseinandersetzungen einbringen“ (Spitaler, 2009a, S. 67).

Obwohl die trügerische Redegewandtheit von Politikern und Politikerinnen weitestgehend bekannt ist, so fällt es schwer, dem Sport entnommene Bilder auch als solche zu identifizieren. Mitunter werden sportliche Politiker und Politikerinnen medial demonstrativ sichtbar gemacht. Dies kann zu einer Imageaufbesserung verwendet werden. Aber wie auch schon im Kontext der Vergemeinschaftung nach innen erwähnt wurde, kommt es auch in diesem Wirkungsbereich der beiden Felder zu einer deutlichen Ausgrenzung weiblicher Politikerinnen (vgl. Spitaler, 2009a, S. 67f.). Der Autor nennt an dieser Stelle „halböffentliche“ Sportbereiche wie etwa rein männlich besetzte Auswahlteams.

Der letzte – und für diese Diplomarbeit relevanteste – Kontext in dem Spitaler (vgl. 2009a, S. 69f.) über eine auftretende Verbindung des sportlichen und des politischen Feldes schreibt, bezieht sich auf Sportler und Sportlerinnen als politische Akteure und Akteurinnen und deren enorme, teils auch die Grenzen des Nationalstaatlichen übersteigende Reichweite. Dies ist nicht zuletzt auf die Beliebtheit und Fanverbundenheit vieler Sportler und Sportlerinnen zurückzuführen. Während politische Akteure und Akteurinnen im Sport oftmals eine gekonnte Inszenierung nachgesagt wird, so führt die Authentizität der politischen und sozialen Identitäten der Stars zu einer, von Politiker und Politikerinnen meist unerreichten, Fanidentifikation (vgl. Spitaler, 2009a, S. 70). Aber auch die Popularität der Sportler und Sportlerinnen hat Grenzen. Wagt er/sie den Umstieg in die aktive Politik, so setzt er/sie sich trotz Bekanntheitsgrades und positiven Ansehens der Gefahr aus, im politischen System in eine Außenseiterrolle gerückt zu werden (vgl. Spitaler, 2009a, S. 70). Wie nachfolgend in dieser Diplomarbeit konkretisiert, nützen aber auch viele Athleten und Athletinnen die Plattform des Sports, um eine aktive politische Position zu beziehen und um in der Öffentlichkeit politische Forderungen zu stellen. Diese aktivistischen Handlungen gehen nicht immer mit dem gängigen politischen Sportverständnis der Öffentlichkeit einher und ziehen deshalb nicht selten sowohl

tiefgreifende wirtschaftliche als auch soziale Konsequenzen für die Sportler und Sportlerinnen nach sich (vgl. Spitaler, 2009a, S. 70).

2.3. PROTEST, WIDERSTAND, PROTESTBEWEGUNG

Auch wenn die Begriffe Protest und Widerstand nicht ein und dieselbe Bedeutung haben, so werden die beiden Termini oft synonym verwendet oder zumindest im gleichen Atemzug erwähnt. Wenngleich „Protest“ als „passive Auflehnung“ bzw. „Widerstand“ als eher „aktive Handlung“ definiert oder ausgelegt werden können, so stehen die beiden Begriffe im Grunde immer für die öffentliche Äußerung von Unzufriedenheit bzw. Empörung. Des Weiteren sind sie mit einem gewissen Engagement und Einsatz für „die Sache“ verbunden. Normalerweise richten sich Proteste und Widerstände gegen irgendetwas Bestimmtes. Dieses „Etwas“ kann dabei durch eine einzelne Person, aber auch durch ganze Personenskollektive wie etwa Regierungen, Parteien, Firmen oder gesellschaftliche Gruppen repräsentiert sein. Sie können sich jedoch auch gegen weniger personifizierbare und eher abstrakte Realitäten bzw. Gegebenheiten richten. Unter anderem kann gegen soziale Defizite, wie etwa Unterdrückung, Armut oder Benachteiligung jeglicher Art protestiert werden (vgl. Balint, Dingeldein & Lämmle, 2017, S. 9). Auch für Luhmann geht es im Protest „um Ausdruck von Unzufriedenheit, um Darstellung von Verletzungen und Benachteiligungen, nicht selten auch um ein wildes Wünschen“ (1991, S. 136).

Das Engagement und der Einsatz entspringen hierbei so gut wie immer einem angestrebten Ziel und sind zumeist mit der Befürwortung von gewissen Vorstellungen und Ansichten verbunden. Die meisten Formen des Protests und des Widerstandes fungieren als Megaphon der Masse, um eben diese Defizite und die in Hinsicht darauf formulierten Forderungen zu artikulieren und gegen das Protestierte zu mobilisieren (vgl. Balint, Dingeldein & Lämmle, 2017, S. 9). Bevor auf dieses „Rekrutieren“ näher eingegangen werden kann, muss in diesem Zuge ein weiterer wichtiger Aspekt miteinbezogen werden.

Ein immer wieder in Verbindung mit Protest auftauchender Begriff ist jener der „sozialen Bewegung“. Geht es nach Luhmann, dann bietet die sehr allgemeine Bezeichnung „Bewegung“ einen äußerst breitgefächerten Bedeutungsbereich mit sehr viel Raum zur individuellen Auslegung und Interpretation. Aus diesem Grund sieht er von einem umfassenden Definitionsversuch des gesamten Phänomens auch ab (vgl. 1991, S. 135). Des Weiteren weist der Autor auf die Problematik hin, dass in vielen Diskussionen betreffend einer Definition des Begriffs oft nur die sozialistische Bewegung des 19. Jahrhunderts miteinbezogen wird, womit der begriffliche Ursprung zumeist in den

Hintergrund gerät und sich dadurch im Grunde eher eines exemplarischen Modellbeispiels bedient wird (vgl. Luhmann, 1991, S. 135). Nicht zuletzt deshalb zieht der Autor es vor, den Begriff in dieser Hinsicht einzuschränken und mit der Verwendung des Ausdrucks „Protestbewegung“ zu schärfen, zumal dieser zwar weite Bereiche des großen Phänomens der sozialen Bewegung mitreflektiert, jedoch eine einfachere theoretische Grenzziehung ermöglicht.

Protestbewegungen grenzen sich immer von dem Protestierten ab und beziehen somit eine Gegenposition, um einen sozialen Wandel zu erwirken (vgl. Luhmann, 1991, S. 135). Das bestehende gesellschaftliche System und dessen Begleitumstände werden durch den Protest angezweifelt und in Frage gestellt, zugleich indirekt jedoch auch anerkannt und bestätigt (vgl. Virgil, 2011, S. 28f.). Obwohl durch Proteste vor allem Kritik an sozialen Situationen oder Verhältnissen geübt und eine Veränderung gefordert wird, so enthält diese Forderung jedoch keinesfalls den Anspruch auf die Übernahme des Systems seitens der Protestbewegung. Deshalb ist auch die politische Opposition durchaus nicht in die Begrifflichkeit miteinzubeziehen, da es sich hierbei um einen bereits implementierten Teil des Systems handelt und das Veränderungsziel mit der bloßen Übernahme der Regierung erreicht wäre (vgl. Luhmann, 1991, S. 135; vgl. Virgil, 2011, S. 27). Virgil verweist jedoch darauf, dass unter gewissen Umständen zwischen Protestbewegungen und Oppositionsparteien durchaus auch thematische Überlappungen existieren bzw. ähnliche Ziele angestrebt werden können (vgl. 2011, S.27).

Am Anfang eines jeden Protests ist dieser lediglich eine Art Kommunikationsform. Zu Beginn hat das Erscheinungsbild oft keine allzu große Bedeutung. Doch erst, wenn durch den Protest weitere Verbündete bzw. Anhänger und Anhängerinnen mobilisiert werden können und dabei ein zeitlich begrenztes eigenständiges System entsteht, dann kann von einer Protestbewegung gesprochen werden. In der Mobilisierung steckt das Substrat für den zukünftigen Erfolg oder eben der Grund des Misserfolgs einer jeden Protestbewegung. Denn schließlich ist “die fordernde Masse bestrebt [...], symbolisch eine demokratische Mehrheit zu markieren” (Balint, Dingeldein & Lämmle, 2017, S. 9). Der Protest ist nicht Selbstzweck, also keine reine Zurschaustellung. Er kann nur generierend wirken, wenn außerhalb der Widerstandshandlung bereits ein Thema angelegt wurde bzw. ein Diskurs besteht und der Protest als solcher dabei die Funktion trägt diesen zu befeuern. Gewissermaßen wird die bereits bestehende Glut entfacht und dient in Folge als Katalysator für die Entwicklung eines ganzen Systems des Aufstandes (vgl. Luhmann,

1991, S. 36). Die Auswahl, Beibehaltung und Koppelung eines solchen konkreten Themas mit einem Protest ist somit eine weitere Voraussetzung zur Entwicklung einer Protestbewegung. Das gewählte Thema dient als Orientierungszentrum für die gesamte Protestbewegung. Schlussendlich ergibt sich daraus auch die Kritik an der Gesellschaft und erst durch das Thema nimmt der Protest Form an (vgl. Luhmann, 1996, S. 177). Um erfolgversprechend zu sein, müssen diese Themen sowohl wiedererkennbar als auch von Relevanz sein. Sie können durch Erfahrungen mit der Zeit wachsen und reifen, laufen dadurch aber auch zunehmend Gefahr, anders gesehen oder interpretiert zu werden als zu Beginn (vgl. Luhmann, 1991, S. 137f). Nachdem der genaue Ursprung vieler Protestbewegungen häufig nicht mehr rekonstruiert werden kann, bringen viele dieser auch mythenhaften Geschichten der Gründungszeit mit sich und konstruieren somit eine emotionale Verbindung zum Thema mit dem Resultat einer eigendynamischen Selbstperpetuierung und Selbsterhaltung (vgl. Luhmann, 1991, S. 136). Auf diese Tatsache soll in nachfolgenden Kapiteln, unter Bezugnahme auf den Protest bei den Olympischen Spielen 1968 in Mexiko und den entstandenen Heroen der Anfangszeit, noch einmal genauer eingegangen werden.⁸

Es ist wichtig zu wissen, dass eine Protestbewegung immer abhängig ist von der Differenz des geforderten und des Ist-Zustandes. Demnach löst sich diese zumeist auch auf, sobald sie erfolgreich war. Das Ende der Bewegung ist somit bereits mit dem Initialprotest ein Endszenario, auf welches paradoxerweise hingearbeitet wird. Eine Protestbewegung lediglich um des Protests-Willens sollte es demnach nicht geben, sondern nur in Verbindung mit einem Ziel der Veränderung. Ein weiterer Umstand, der ein – oft jähes – Ende einer Protestbewegung herbeiführen kann, liegt in der fehlgeschlagenen Expansion und Entwicklung. Können überhaupt keine oder nur sehr geringe Erfolge verbucht werden, so verliert die Protestbewegung an Tragkraft und in weiterer Folge können keine neuen Sympathisanten rekrutiert und mobilisiert werden. Somit resultieren sowohl Erfolg und Misserfolg im Ende der Protestbewegung (vgl. Luhmann, 1991, S. 139; vgl. Virgil, 2011, S. 30).

⁸ Sofern nicht explizit anders angegeben, bezieht sich Protest bei den Olympischen Spielen 1968 immer auf die Medailleneremonie der beiden US-Amerikanischen Sprinter John Carlos und Tommie Smith, bzw. des Australiers Peter Norman.

2.3.1. Sport als Protest-Plattform

Geht es nach Kaufman und Wolff (vgl. 2010, S. 154), so muss in einer Fragestellung bezüglich des sozialen Veränderungspotentials und der Protestmöglichkeiten des Sports zunächst auch dessen negatives Potential angesprochen und kritisch betrachtet werden. Gesellschaftlich vorherrschende Benachteiligungen werden auch im Sport abgebildet und führen zu einer Beibehaltung von Exklusion und Formen von Rassismus, Homophobie, Heteronormativität und Sexismus (vgl. Kaufman & Wolff, 2010, S. 154f). Wie zuvor beschrieben, kann dem Sport trotz der Propagierung seines unpolitischen Charakters, eben dieser nicht abgesprochen werden⁹ So schreiben auch die beiden Autoren über die institutionelle und direkt politische Nutzung des Sports, um politische Programme und angestrebte Resultate oder Ziele zu fördern. In diesem Kontext werden als Beispiele dafür unter anderem Nazi-Deutschland, die Sowjetunion und China genannt (vgl. Kaufman & Wolff, 2010, S. 156).¹⁰

Aber nicht nur durch staatliche Institutionen erfolgt eine politische Nutzung des Sports. Auch einzelne Athleten und Athletinnen bzw. auch Kollektive nützen die Sphäre des Sports als Bühne zur öffentlichen Artikulation sozial-politischer bzw. gesellschaftlicher Missstände. Wohingegen die politischen Initiativen durch nationale Institutionen weitgehend akzeptiert oder – provokant betrachtet – weitestgehend ignoriert bzw. einfach nicht hinterfragt werden, so sorgt politisches Engagement durch sportliche Akteure und Akteurinnen, besonders in der Form von Protest und dem damit verbundenen Aufgreifen und Miteinbeziehen eines politischen Diskurses in das Feld des Sports, oftmals für Empörung und Kontroversen (vgl. Kaufman & Wolff, 2010, S.156). Tommie Smith, John Carlos, Peter Norman, Muhammad Ali, Mahmoud Abdul-Rauf, LeBron James und in jüngster Vergangenheit Colin Kaepernick sind nur einige prominente Vertreter, deren Namen unweigerlich sowohl mit Sport als auch mit Widerstandshandlungen im öffentlichen Raum assoziiert werden.¹¹

⁹ Siehe Spitaler 2009b für ein besseres Verständnis von Trennlinien und Verbindungen der beiden Felder.

¹⁰ Siehe Kapitel 2.2. bzw. Güldenpfennig 2000 und Lüschen 1996 für eine detaillierte Beschreibung möglicher Erscheinungsformen von Politik und Sport.

¹¹ Auf einiger dieser Proteste soll in Kapitel 4. bzw. in Kapitel 5. dieser Diplomarbeit genauer eingegangen werden.

Sämtliche Protestaktionen unter der Beteiligung der aufgezählten Athleten – egal ob durch den Gebrauch von symbolischen Gesten während Medaillen-Zeremonien globaler Sportevents, öffentliche Aussprachen gegen Kriege, Boykottierungen von nationalen Hymnen oder das Zurücktreten aus Team/National Team als Form des Protests – verkörperten allesamt das Aufgreifen eines Themas bzw. eines sozial-politischen Diskurses und wurden im Dienste einer Protestbewegung eingesetzt. Das Potential der sportlichen Plattform ist immens und bietet oftmals eine Art Weltbühne, um Aufmerksamkeit zu erregen und sich Gehör zu verschaffen. Nicht Protesteinsatz spezifisch, aber die allgemeinen Möglichkeiten des Sports beschreibt Giulianotti (2005, S. 216) wie folgt:

Sport is a vehicle for and an index of, the growing juridico-cultural importance of the human rights and the greater relevance of humankind. Sporting disciplines and institutions, notably football and Olympism, are in theory committed to universal participation, and certainly reach deeply into most societies' popular cultures. Major sports events occasion global fascination, and thereby represent cultural media through which their followers can more vividly imagine the community of humankind. Sports participation enables the dissemination of humanitarian messages and the implementation of contemporary policy initiatives.

Wohingegen sich die ersten Zeilen dieses Zitates auf relativ allgemein gehaltene wünschenswerte Handlungsweisen in Bezug auf ein menschlicheres Miteinander durch und im Sport beziehen, so bezieht sich Giulianotti vor allem im letzten Abschnitt auf ein, für die Entstehung und Perpetuierung von Protestbewegungen relevantes Aktionspotential des Sports, nämlich die Verbreitung von Botschaften und die Forderung bezüglich Umsetzungen von politischen Initiativen wie etwa der Bürgerrechtsbewegung in den 60er Jahren oder in jüngster Vergangenheit der „#BlackLivesMatter“ Bewegung. Trotz diesem unverkennbaren Potential haben nur einige wenige Athleten und Athletinnen ihre sportliche Rolle bewusst dazu verwendet, um durch politischen Aktivismus und Protest eine Befehung der Protestbewegung und in weiterer Folge einen sozialen Umschwung oder zumindest eine Besserung zu erwirken (vgl. Kaufman & Wolff, 2010, S.158). Wie

auch in außersportlichen Kontexten, wird die Mehrzahl der Sportler und Sportlerinnen nicht aktiv im Protest. Die Beweggründe stehen oft der Furcht vor individuellen Konsequenzen und dem damit verbundenen Verlust der sportlichen bzw. finanziellen Existenz gegenüber.¹²



Abbildung 1: Einige Football Fans sprechen sich bei einem Spiel der Kansas City Chiefs und der Washington Redskins gegen die Hymnen-Proteste von Athleten und Athletinnen aus.
Quelle: (Riedel 2017).

Nichts desto weniger gab es (und gibt es immer noch) einige mutige Athleten und Athletinnen, die sich des enormen Potentials ihrer öffentlichen Position bewusst waren und dieses „für die Sache“ realisierten. Eine Mobilisierung von Unterstützern und Unterstützerinnen der Protestbewegung durch einen aufsehenerregenden Protest in der Öffentlichkeit des Sports ist kontrovers und findet zumeist auch starke Gegenwehr. Wohingegen Gegner oft von einer Zweckentfremdung des Sportes sprechen und Kommentare wie oben abgebildet „protest on your own time“ keine Seltenheit sind, möchte ich dieses Protestkapitel mit einem kurzen, aber prägnanten Zitat des ehemaligen Quarterbacks und Bürgerrechtsaktivisten Colin Kaepernick beenden:

¹² Auf diese persönlichen Auswirkungen, sowohl sportlich als auch existentiell, soll bei der Analyse der einzelnen Athleten und Athletinnen Proteste in Kapitel 4. bzw. Kapitel 5. näher eingegangen werden.

„To me, this is bigger than football and it would be selfish on my part to look the other way” (Wyche, 2016).

2.4. NATIONALER SYMBOLISMUS UND NATIONALE IDENTITÄT

„National symbols and ceremonies are also used to express complex meanings related to nationhood and are for this reason challenged contested, disposed, negotiated, mobilized and replaced during socio-political conflicts” (Elgenius, 2011, S. 2).

Wie diesem einleitenden Zitat von Gabriella Elgenius entnommen werden kann, birgt der nationale Symbolismus nicht nur die Möglichkeit zur Konstruktion nationaler Identitäten, sondern gleichzeitig auch einen Angriffspunkte für sozial-politischen Aufruhr und Widerstand.

Um in späteren Abschnitten dieser Diplomarbeit genauer auf sozial-politische, sportliche Proteste, die im Zusammenhang mit Hymne, Fahne und Nation stehen, eingehen zu können, muss an dieser Stelle ein theoretisches Grundgerüst bezüglich nationaler Identität und vor allem dem damit verbundenen nationalen Symbolismus erarbeitet werden.

Die Nation versteht sich als Träger von Kultur und Identität innerhalb eines zumeist staatlichen Konstrukts (vgl. Elgenius, 2011, S. 8). So wie jede andere Identität auch, ist die nationale Identität aber keineswegs angeboren, was zu Folge hat, dass diese daher erst erlernt und auch angenommen werden muss (vgl. Kolstø, 2006, S. 667). Des Weiteren sind nationale Identitäten immer multidimensional, dürfen nicht auf ein einzelnes Element reduziert werden und benötigen zur Entstehung unter anderem ein Heimatland oder zumindest ein historisches Gebiet, das als solches bezeichnet wird; eine gemeinsame Kultur mit dazugehörigen Mythen und geteilten Erinnerungen bzw. Vergangenheiten; sowie gemeinsame gesetzliche Rechte und Pflichten für alle Mitglieder (vgl. Smith, 1991, S.14). Auch Elgenius (vgl. 2011, S. 2) beschreibt das Sichtbarwerden einer Nation und der damit verbundenen Identität durch eigene Symbole, Bräuche, Bauten und Grenzen. Wie auch in vielen anderen Lernprozessen, spielen audiovisuelle Stimuli in der nationalen Identitätsbildung eine wichtige Rolle. Nicht zuletzt deshalb ist der nationale Symbolismus äußerst bedeutungsvoll für die Konstruktion der Nation und deren Erhalt (vgl. Elgenius, 2011, S. 2; vgl. Kolstø, 2006, S. 667). Des Weiteren verhelfen nationale Symbole nicht nur zur Bildung und Erhaltung dieser nationalen Identitäten, sondern tragen auch erheblich zu der Verschmelzung von Staat und Nation bei (vgl. Geisler, 2005, S. xv). Laut Geisler (vgl. 2005, S. xv) kann dies insbesondere auch dann passieren, wenn ein Staat ohne die einer

Nation entspringenden, unterstützenden ideologischen Strukturen geschaffen wird oder die Staatsgrenzen nicht der eigentlichen Geographie des Heimatlandes der jeweiligen Nation entsprechen. Hingegen gibt Smith (vgl. 1991, S. 14) zu bedenken, dass einer Bevölkerungsgruppe eines Staates oder eines bestimmten geographischen Gebietes jedoch keinesfalls eine nationale Identität künstlich aufgezwungen werden kann. In diesem Kontext beschreibt Kolstø (vgl. 2006, S. 680) die gescheiterte Implementierung einer neuen Flagge für den Staat Bosnien-Herzegowina im Jahr 1992. Eine der sich im neuen Staat befindlichen Ethnien bzw. Nationen übergeordnete Flagge sollte zu einem Symbol von Einheit und Gemeinsamkeit werden, bewirkte allerdings Gegenteiliges.¹³

Stehen Staat und Nation jedoch nicht in Opposition zueinander, verschmelzen auch deren Symbole zunehmend und sind irgendwann nicht mehr eindeutig voneinander trenn- bzw. unterscheidbar (vgl. Elgenius, 2011, S. 8). Nicht selten ist dann die Identifikation mit diesen Symbolen und das dadurch entstehende Zugehörigkeitsgefühl größer als mit der Gruppe selbst, die von diesen nationalen Symbolen repräsentiert wird (vgl. Schatz & Lavine, 2007, S. 330). In gewisser Weise sind nationale Symbole repräsentativ für die kulturellen gemeinschaftlichen Verbindungen, die innerhalb einer Nation bestehen, und zeitgleich ermöglichen sie aber auch dem politischen Staat eben diese Nation nach innen und nach außen zu definieren (vgl. Geisler, 2005, S. xv-xvi). Obwohl das Ausmaß, in dem nationale Identifikationssymbole systematisch genutzt werden, erheblich von Staat zu Staat variiert, dienen diese quasi immer als Voraussetzung, um als Nation sichtbar und erkennbar zu sein (vgl. Kolstø, 2006, S. 677). Eine Bindeglied-Funktion nationaler Symbole im Wechselspiel von Staat und Nation ist unbestreitbar. Nationaler Symbolismus ist zu einem gewissen Teil immer selbstreferentiell, indem er uns sagt, wer wir sind und zugleich wirkt er abgrenzend gegenüber anderer Nationen (vgl. Elgenius, 2011, S. 2). Nationale Symbole – so wie es zum Beispiel die Nationalflagge ist – müssen einer geteilten Identität entspringen, die nicht ausschließlich auf eben diesem Symbol basiert, um für eine Nation – wie am Beispiel der Flagge – mehr als ein Stück Stoff darzustellen (vgl. Eriksen, 2007, S.4). Basierend auf dieser ersten Grunderkenntnis wird im nächsten Abschnitt speziell auf die US-amerikanische Identität, deren nationalen Symbole und auf die ihnen zugrundeliegenden Mächte und Einflussgrößen eingegangen.

¹³ Für eine detaillierte Schilderung der Ereignisse siehe Kolstø (2006, S. 680-685)

2.4.1. Nationale Identität und nationale Symbole in den USA

Eine überdimensionale spielfeldgroße Flagge mit rot-weißen Streifen und einem sternensäten blauen Feld wird ausgerollt. Mehr als 60.000 Menschen erheben sich im Stadion und legen ihre Hand auf die Brust. Es erschallt „The Star-Spangled Banner“ und einige Menschen brechen vor Rührung in Tränen aus. Eine Fliegerstaffel des Militärs fliegt unter tosendem Applaus des Publikums über das gefüllte Stadion. Unter ihnen 106 Athleten zweier unterschiedlicher Teams, die in Kürze ein stundenlanges, Schlacht ähnliches Spiel bestreiten und bis aufs Äußerste gegeneinander konkurrieren werden. Sie stehen Seite an Seite. Wären sie nicht farblich voneinander zu unterscheiden, könnte im Klange der US-amerikanischen Hymne durchaus der Eindruck entstehen, dass diese Spieler demselben Team angehören. Das ausverkaufte Stadion, das in Kürze von Gefühlen des Kampfes erfüllt und in tiefster Rivalität gespalten sein wird, ist für einen Moment in brüderlicher Verbundenheit und nationalem Stolz geeint.



Abbildung 2: Eine riesige US-amerikanische Flagge zierte das Spielfeld des MetLife Stadiums vor einem NFL Spiel der New York Jets und der New Orleans Saints. Quelle: Minchillo (2013).

Diese beschriebene Situation entspringt keiner Hollywood Inszenierung, sondern der jährlichen Pre-game Show des Super Bowls – dem Finalspiel der National Football League

– in den USA. Aber nicht nur in dem Finale der American Football League kann solch eine Darbietung geeinigter nationaler Identität vorgefunden werden. In der Öffentlichkeit stattfindenden Veranstaltungen in den USA bedienen sich der US-amerikanischen Flagge und Hymne, sowie deren emotionaler Massenwirksamkeit. Doch worin liegt die Stärke dieser Symbole und Praktiken?

Um diese Frage beantworten zu können, bedarf es einer Betrachtung der nationalen Identität der US-Amerikaner und Amerikanerinnen. Madriaga (vgl. 2007, S. 53) meint, dass sich die US-amerikanische Identität, so wie andere nationale Identitäten, über die Abgrenzung von anderen Identitäten konstruiert. In anderen Worten, es bedarf einer Fremdgruppe durch deren Andersartigkeit die Eigengruppe identifiziert werden kann. Diese Fremdgruppe kann sich sowohl außerhalb der geographischen Grenzen der USA, als auch innerhalb dieser befinden. So versteht der Autor die US-amerikanische Identität als ethnische Identität. Die Interpretation sämtlicher nationaler Symbole ergeben sich aus der axiomatischen Beziehung von „US-Amerikanisch-Sein“ und „Weißsein“ (Madriaga, 2007, S. 53-54). Im Bezug darauf schreibt er auch von einer offiziellen Interpretation von nationalen Symbolen, wie etwa der US-amerikanischen Flagge, in der alle US-Amerikaner und Amerikanerinnen, ungeachtet jeglicher ethnischer Verschiedenheiten, mitberücksichtigt und vereint werden. In diesen Interpretationen wird der Aspekt des „Weißseins“ der US-amerikanischen Identität nicht wirklich miteinbezogen und quasi in den Hintergrund gestellt. Doch genau dieser Aspekt erschwert die Teilhabe für Menschen von anderer ethischer Herkunft an der US-amerikanischen Gesellschaft (vgl. Madriaga, 2007, S. 54).

2.4.2. Die Flagge und die Hymne der Vereinigten Staaten von Amerika

Die ikonische „Stars and Stripes“ Flagge repräsentiert nicht nur das unbestreitbar wichtigste Symbol der US-amerikanischen Nation, sondern vermutlich auch eines der bekanntesten und polarisierendsten Symbole. Einer der Gründe, warum die US-amerikanische Flagge als Zeichen nationaler Verbundenheit gesehen wird, steckt in den historischen Elementen der Flagge: die fünfzig Sterne, repräsentativ für die fünfzig Bundesstaaten, und ihre dreizehn Streifen, repräsentativ für die dreizehn ursprünglichen Kolonien, dienen zur Erinnerung an die gemeinsame Historie der Nation und verhelfen dadurch zu einer kollektiven nationalen Identifizierbarkeit (vgl. Geisler, 2005, S. xix). In

eben dieser Identifizierbarkeit und der zuvor erwähnten Selbstbezüglichkeit der nationalen Symbole steckt auch eine mögliche Erklärung für die starke emotionale Bindung vieler US-Amerikaner und Amerikanerinnen. Demnach hängt es davon ab, wie stark sich eine Person von einem jeweiligen Symbol mit einbezogen fühlt und in weiterer Folge dadurch die Eigengruppen-Identität gestärkt wird, welche wiederum maßgeblich an der Entwicklung und Ausprägung des individuellen Selbstverständnisses beteiligt ist (vgl. Geisler, 2005, S.xx). Aber nicht allen US-amerikanischen nationalen Symbolen kann eine solche Fixation nachgesagt werden. Geisler (vgl. 2005,S. xxii) zufolge sollte es bei einer Symbolismus Analyse zu einer Unterscheidung oder Abgrenzung von der US-amerikanische Flagge und Hymne gegenüber anderen nationalen Symbolen, wie etwa dem US-Dollar oder nationalen Denkmäler, kommen. Wohingegen manchen nationalen Symbolen lediglich eine Repräsentation der Nation nachgesagt werden kann, stellen die Nationalhymne und Flagge einen deutlichen emotionalen Anknüpfungs- bzw. Verbindungspunkt für US-Amerikaner und Amerikanerinnen dar, deren symbolische Bedeutung vergleichbar mit der des Kreuzes im Christentum ist (vgl. Madriaga, 2007, S. 54). Diese Tatsache wird noch deutlicher beim Lesen des Bundesrechts der Vereinigten Staaten von Amerika (Code of Laws of the United States of America), insbesondere der beiden Stellen „36 U.S. Code § 301 - National anthem“ und „4 U.S. Code § 8 - Respect for flag“. In diesen Gesetzesabsätzen können äußerst detaillierte und explizite, für das US-Militär geltende, sowie auch von zivilen US-Bürgern geforderte, Verhaltensregeln im respektvollen Umgang mit Nationalhymne und Flagge eingesehen werden.

Aber auch Hymne und Flagge der USA können in diesem Hinblick nach Geisler nicht wirklich als gleichwertig und auf einer Ebene betrachtet werden. Nachdem der in der Fahne verankerte Symbolismus Elemente von Machtverhältnissen beinhaltet, die in dieser Form nicht in anderen nationalen Symbolen wiedergefunden werden können, wird nicht zuletzt deshalb auf Angriffe bzw. auf die Entweihung oder Schändung der US-amerikanischen Flagge oft mit scheinbar übertriebenen Emotionen reagiert. Für viele kommt das Verbrennen der US-amerikanischen Flagge einem symbolischen Angriff auf die USA selbst gleich (vgl. Geisler, 2005, S. xxii). Nachdem jedoch Flagge und Hymne zumindest im sportlichen Kontext zumeist zusammen in Erscheinung treten, muss in diesem Punkt nicht tiefer auf ein individuelles Wirken der beiden, ohnehin bedeutsamsten, nationalen Symbole eingegangen werden. Während von nationalistischen und patriotischen Gruppen ein Gesetz gefordert wird, welches jegliche Entweihung der Fahne zur strafbaren

Handlung machen würde, wird dies aber gerade eben durch die US-amerikanische Verfassung und die darin verankerte Rede- bzw. Meinungsfreiheit verhindert (vgl. Geisler, 2005, S. xxii; vgl. Madriaga, 2007, S. 54). Die öffentliche Entweihung, Infragestellung oder schlichtweg Boykottierung von US-amerikanischen nationalen Symbolen kann als der andauernde Kampf sozialer Gruppen verstanden werden, deren nationale Identität nicht konform mit der angesprochenen US-amerikanischen Identität geht. Es ist eine Auflehnung gegen die von „US-Amerikanisch-Sein“ und „Weißsein“ geprägte Interpretation nationaler Symbole und der Versuch, eine eigene Interpretation dieser zu legitimieren (vgl. Madriaga, 2007, S. 54).

3. THE BLACK ATHLETE:

DIE GESCHICHTE SCHWARZER SPORTLER UND SPORTLERINNEN IN DEN USA

Wie bereits im Kapitel 2.1. beschrieben, so finden sich die verheerenden Auswirkungen des Kolonialismus auch im postkolonialen Rassismus der Gegenwart wieder. Eine US-amerikanische Gesellschaft, in der eine tatsächliche Gleichberechtigung und eine Chancengleichheit aller sozialen Gruppen vorherrschend ist, liegt in den meisten Feldern des alltäglichen Lebens noch in weiter Ferne. Dennoch birgt der Sport auch große Möglichkeiten zur gleichwertigen und gleichgestellten Partizipation. Wohingegen im 21. Jahrhundert afroamerikanische Athleten und Athletinnen keineswegs aus der Sportszenerie wegzudenken sind und, wie bereits in Kapitel 2.1.2. angesprochen, ein großer Teil der Athleten und Athletinnen in amerikanischen Spielsportarten Afroamerikaner und Afroamerikanerinnen sind, war dieser Umstand vor weniger als hundert Jahren keineswegs gegeben. Wie im alltäglichen Leben, machte die Segregation und der strukturelle Rassismus auch vor dem Sport in den USA nicht Halt. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde es vielen afroamerikanischen Sportlern und Sportlerinnen, die dem „weißen“ Normbild nicht entsprachen, verwehrt gemeinsam mit Menschen deren Hautfarbe vermeintlich weiß war sportlich zu konkurrieren.

Die sportlichen Betätigungsmöglichkeiten von schwarzen Männern und Frauen zur Zeit der Sklaverei sind in den Geschichtsbüchern nur geringfügig dokumentiert. Trotzdem ist ein kurzer Einblick ausreichend, um zu erkennen, dass die Umstände – sogar im Vergleich mit jenen Zeiten der Segregation – um ein Vielfaches diskriminierender, unmenschlicher und einschränkender beschrieben werden müssen. Nachdem diese strukturelle Unterdrückung in starker Verbindung mit der späteren Bürgerrechtsbewegung der 1960er Jahre steht und somit auch direkte Relevanz für den Protest bei den Olympischen Spielen 1968 in Mexiko hat, soll in diesem Kapitel die allgemeine Geschichte der sportlichen Betätigung von Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen thematisiert werden. Denn um Sport überhaupt als Plattform für den sozialpolitischen Protest nutzen zu können, musste ein langer Weg beschritten werden, der die Partizipation afroamerikanischer Athleten und Athletinnen erst ermöglichte. Zunächst soll der Sport unter den Ketten der Sklaverei bis

zum Ende des Amerikanischen Bürgerkrieges behandelt werden. Des Weiteren wird anhand der Biografien dreier afroamerikanischer Sportpioniere – Jessie Owens, Jackie Robinson und Muhammad Ali – zu zeigen versucht, wie allmählich der Weg aus der sportlichen Segregation gelang. Die diskriminierende Vergangenheit soll bis hin zum Gipfel der Bürgerrechtsbewegung beschrieben und die prägende Vorreiterrolle der Sportler und Sportlerinnen als „nicht weiße“ Athleten und Athletinnen innerhalb einer Gesellschaft des strukturellen Rassismus gewürdigt werden.

3.1. AFROAMERIKANISCHE SPORTLER UND SPORTLERINNEN BIS 1865: SPORT IN KETTEN

Bevor der Sport zunehmend professionalisiert wurde, galt er als beliebte Freizeitaktivität und wurde außerdem als Möglichkeit zum gesellschaftlichen Austausch gesehen. Nachdem Sklaven und Sklavinnen¹⁴ in den USA nur wenige Ruhezeiten gewährt wurden, ist es wenig verwunderlich, dass sportliche Betätigung während der Zeit der Sklaverei oft nur als Randnotiz in einer allgemeinen Beschreibung der diskriminierenden und ausgrenzenden Umstände der Zeit vorzufinden ist (vgl. Wiggins, 1985, S. 25). Nichts desto weniger beschreiben einige wenige Autoren in groben Zügen den „sportlichen Alltag“ vieler Sklaven und Sklavinnen. Dieser Alltag bzw. die Freizeiten¹⁵, die den Leibeigenen gewährt wurden und dann auch für Sport zu Verfügung standen, waren hauptsächlich vom Sklavenhalter abhängig (vgl. Gems, Borish & Pfister, 2009, S. 230; vgl. Wiggins, 1985, S. 25). So schreiben Gems, Borish und Pfister (vgl. 2008, S. 20) davon, dass auch Sklaven und Sklavinnen trotz ihres harten und körperbetonten Lebensalltages in arbeitsfreien Zeiten sportlichen Aktivitäten mit Unterhaltungswert nachkamen, sobald sie fernab der herrschenden Plantagenbesitzer und, teilweise auch, Plantagenbesitzerinnen waren. Wiggins betont, dass diese Gewährung von Freizeiten durch die Sklavenhalter und

¹⁴ In der englischsprachigen Literatur wird hauptsächlich die Mehrzahl Form „slaves“ ohne weitere Auskunft hinsichtlich des Geschlechts verwendet. Sämtliche der vorzufindenden konkreten Beispiele beziehen sich allerdings auf männliche Sklaven. Obwohl davon auszugehen ist, dass in den meisten Fällen nur die sportlichen Handlungen der Männer beschrieben wurden, wird in diesem Abschnitt immer sowohl die weibliche, als auch die männliche Form genannt – außer in der korrespondierenden Literatur wird explizit die eine oder die andere erwähnt.

¹⁵ Die Verwendung des Wortes „frei“ im Kontext der Sklaverei ist gewissermaßen grotesk, da die Essenz des Begriffs genau im Gegenteil des Sklavendaseins liegt - nämlich in Freiheit zu leben. Somit dürfen auch Wörtern wie „Freizeit“ auf keinen Fall derselbe Sinn des heutigen oder eigentlichen Wortgebrauches zugemessen werden.

Sklavenhalterinnen instrumentalisiert wurde, um gutes Verhalten zu belohnen und schlechtes zu bestrafen (vgl. Wiggins, 1985, S. 26). Ein Umstand der vom früheren Sklaven Fredrick Dougles wie folgt kommentiert wurde: „[T]hose holidays were among the most effective means in the hands of the slaveholders of keeping down the spirit of insurrection of the slaves“ (zitiert in Wiggins, 1985, S. 40). Nicht zuletzt dadurch wurde versucht großen Unmut und in weiterer Folge Sklavenaufständen vorzubeugen (vgl. Wiggins, 1985, S. 40). Des Weiteren wurde, abhängig von der Plantage, auch in den heißen Mittagsstunden des Sommers, bzw. am Samstagnachmittag und am Sonntag zumeist die Zwangsarbeit ausgesetzt (vgl. Wiggins, 1985, S. 26).

Während der Kolonialzeiten wurden in den Vereinigten Staaten vor allem Pferderennen, die Parforcejagd und Bare-Knuckle Kämpfe als Hauptsportarten der, hauptsächlich männlichen, reichen, aber auch ärmeren Weißen betrieben. Obwohl Sklaven und Sklavinnen auch in diesen Aktivitäten gewissermaßen zum Einsatz kamen, so unterschieden sich die Sportarten, die freiwillig und nicht im Beisein des Herren oder der Herrin ausgeübt wurden, deutlich davon, zumal sie großteils ohne jegliche Ausrüstung durchgeführt werden mussten (vgl. Zirin, 2008, S. 5; vgl. Wiggins, 2018, S. 21f.). Daher wurde in den Sklavenlagern während der arbeitsfreien Zeiten besonders gemeinschaftlichen Beschäftigungen wie Singen und Tanzen nachgekommen, aber auch ein Kräftemessen im Laufen oder Springen durchgeführt (vgl. Gems, Borish & Pfister, 2009, S.230; vgl. Zirin, 2008, S. 5).

Die Tänze, die auf den – zumeist nächtlichen – Feiern in den Quartieren der, großteils, afroamerikanischen Männer und Frauen getanzt wurden, waren zwar nicht wirklich einheitlich, allerdings waren es allesamt afrikanische Tänze. Die Verkörperung von Tieren sowie eine stetig wechselnde Körperposition bildeten dabei prägnante Stilmerkmale und repräsentiere dadurch gewisser Maßen das Gegenteil oder zumindest einen sehr konträren Tanzstil im direkten Vergleich mit den durchwegs aufrechten europäischen Tänzen (vgl. Wiggins, 1985, S. 30). Diese deutliche Abgrenzung vom Herren oder der Herrin diente somit auch der Beibehaltung einer zumindest kulturellen Identität. Außerdem basierten die meisten Tänze auf Improvisationsteilen. In kaum einem anderen Lebensbereich der Sklaven und Sklavinnen gab es Möglichkeit zum Ausleben dieser individuellen Freiheit (vgl. Wiggins, 1985, S.31). Zirin (2008, S. 5) beschreibt auch die Bedachtsamkeit sowie die harte Alltagsrealität der Leibeigenen, die sich in manchen ihrer Spiele widerspiegelten. So wurden im Dodgeball keine Gegner oder eigentlich vielmehr Mitspieler eliminiert –

also vom Spiel ausgeschlossen – weil die Angst davor ein Familienmitglied oder Freunde und Freundinnen im realen Leben zu verlieren ein ständiger Begleiter war. Des Weiteren ergaben sich manche sportliche Aktivitäten aus der täglichen Arbeit und den Pflichten, die Sklaven und Sklavinnen hatten. Nachdem das Training, sowie die Versorgung und Haltung der Pferde zumeist im Aufgabenbereich der Leibeigenen lag, konnte es auch immer wieder passieren, dass diese die Tiere dann auch im Rennen als Jockey für den Besitzer oder die Besitzerin reiten mussten (vgl. Gems, Borish & Pfister, 2009, S. 231; vgl. Wiggins, 2018, S. 20). So wird in der Literatur der Sklavenjockey Curtis Jones beschrieben, der nicht nur als einer der ersten professionellen Athleten der USA geahndet wird, sondern dem schlussendlich 1791 von seinem Besitzer die Freiheit geschenkt wurde (vgl. Wiggins, 2018, S. 21).

Konträr zur stereotypen Auffassungen, dass die Körper von Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen genetisch bedingt nicht flotierend wären und diese auf Grund von anthropometrischen Gegebenheiten einfach schlechter schwimmen könnten, verweisen einige Autoren explizit darauf, dass die Schwimm- und Tauchfähigkeiten jener Menschen bzw. teilweise auch die Fähigkeiten ihrer Nachfahren, die im Zuge des transatlantischen Sklavenhandels von Westafrika nach Nordamerika verschifft wurden, zu dieser Zeit deutlich jenen der Europäer und Europäerinnen überlegen waren (vgl. Dawson, 2006, S. 1327; vgl. Wiggins, 2018, S. 17). Bis ins 19. Jahrhundert konnte der Großteil der weißen Männer und Frauen nicht schwimmen. Einige Sklaven und Sklavinnen, sowie deren Kinder jedoch nutzten ihre arbeitsfreien Zeiten und schwammen regelmäßig zum Vergnügen und oft auch nur um sich abzukühlen. Dawson (2006, S. 1340) schreibt in diesem Zusammenhang: „[...] many slaves participated in recreational and theatrical swimming activities that were evidently based on skills developed in Africa.“

Diese sportlichen Aktivitäten fanden zwar in der Regel unter der Abwesenheit von Sklavenhaltern und Sklavenhalterinnen statt, allerdings wurden manchmal auch von eben diesen Wettkämpfe für die afroamerikanischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen organisiert (vgl. Dawson, 2006, S. 1340). So wurden die sportlichen Begabungen der Sklaven und Sklavinnen oft auch zur Unterhaltung der Plantagenbesitzer und Plantagenbesitzerinnen genutzt – nicht zuletzt aber auch, um deren Energien zu kontrollieren bzw. zu steuern und dadurch für Zufriedenheit in den Lagern zu sorgen. Sport wurde als Ventil zum Abbau von Frust und Verzweiflung erkannt und genutzt. Gewissermaßen wurde dadurch die Stabilität der Sklaverei garantiert. Zumeist beliefen

sich diese Wettbewerbe auf Kämpfe und Rennen verschiedenster Art (vgl. Zirin, 2008, S. 5; vgl. Dawson, 2006, S. 1340). So wurden in den Südstaaten oft plantageninterne Champions ermittelt, welche dann gelegentlich gegen die Champions anderer Plantagen antraten. In diesem Zusammenhang wird explizit auf eine weibliche Sklavin hingewiesen, die in einem Wettbewerb, bei dem eine Ente unter der Anwendung von schwimmerischen Fähigkeiten gefangen werden musste, über ihre männlichen Mitstreiter triumphieren konnte (vgl. Dawson, 2006, S. 1341). Des Weiteren wurden die afroamerikanischen Sklaven und Sklavinnen auch in – der Unterhaltung dienlichen – Boxkämpfen eingesetzt. Der Sklavenboxer Tom Molyneaux soll, wie auch schon der Sklavenjockey Curtis Jones, auf diese Weise der Sklaverei entkommen sein und seine Freiheit erlangt haben (vgl. Gems, Borish & Pfister, 2009, S. 231). Dawson (vgl. 2006, S.1341) geht davon aus, dass sportliche Aktivität – egal, ob fernab von weißer Autorität oder organisiert durch die Plantagenbesitzer und Plantagenbesitzerinnen – während der Sklaverei einerseits für individuelles Prestige, aber auch für ein gesteigertes Gemeinschaftsgefühl sorgen konnte.

Obwohl es auch unter den Ketten der Sklaverei Möglichkeiten zur sportlichen Aktivität gab und sogar zu teils organisierten sportlichen Wettkämpfen kam, muss darauf verwiesen werden, dass diese mit wenigen Ausnahmen ausschließlich innerhalb der Reihen von Sklaven und Sklavinnen durchgeführt wurden. Eine sportliches Kräfteressen bzw. Auseinandersetzungen mit weißen Athleten und Athletinnen war in den Südstaaten gesetzlich verboten – nicht zuletzt deshalb, weil eine Niederlage eben dieser die weiße Vorherrschaft in Frage gestellt hätte. So konnte bis zum Ende des Amerikanischen Bürgerkrieges 1865 der Sport zwar kleine Freuden in das harte alltägliche Leben der Sklaverei bringen, allerdings nichts an der, auf den Rassenrassismus gestützten, generellen Lebenssituation ändern (vgl. Gems, Borish & Pfister, 2009, S.231). Wird jedoch das Schicksal einzelner erfolgreicher Sportler und Sportlerinnen beobachtet, kann erkannt werden, dass diese aufgrund ihrer sportlichen Karrieren teilweise unter verbesserten Konditionen lebten und ihnen mehr Wertschätzung von den Plantagenbesitzern und Plantagenbesitzerinnen entgegengebracht wurde (vgl. Wiggins, 2018, S. 20 ff.)

Das nächste Unterkapitel widmet sich der sportlichen Situation afroamerikanischer Athleten und Athletinnen während der Zeit der Segregation und deren schrittweises Entkommen bis zur vermeintlichen Gleichberechtigung durch das „Civil Rights Movement“ der 1960er Jahre.

3.2. AFROAMERIKANISCHE SPORTLER UND SPORTLERINNEN 1865 – 1968: VON DER SEGREGATION ZU VERMEINTLICHEN GLEICHBERECHTIGUNG

Mit dem Beginn des Amerikanischen Bürgerkrieges 1863 bzw. dem gesetzlichen Ende der Sklaverei 1865 – diese Tatsache darf jedoch nicht mit einem gleichzeitigen Verschwinden des strukturellen Rassenrassismus gleichgesetzt werden – kam es zunächst zu einigen drastischen Veränderungen in den USA, vor allem in Bezug auf einstige Sklaven und Sklavinnen (vgl. Wiggins, 2018, S. 23; vgl. Gems, Borish & Pfister, 2009, S.231).

Alle in den USA geborenen Menschen wurden fortan als Amerikanische Bürger anerkannt. Nun waren auch afroamerikanische Männer zur Ausübung einer bezahlten Arbeit und – vorerst – auch zur Wahl berechtigt¹⁶. Als direkte Konsequenz wurden auch die ersten schwarzen politischen Vertreter in den US-Kongress gewählt und die Zeichen standen ganz dem Namen der Zeit „Reconstruction Era“ entsprechend auf Umbau, Umbruch und Veränderung (vgl. Foner, 2018).

Allerdings erfuhren die Unterstützer der politischen Revolution erhebliche Gegenwehr und wurden Opfer zahlreicher Attacken. Unter anderem versuchte der 1865 gegründete Ku-Klux-Klan durch Terroranschläge und Lynchmorde politische Gegner einzuschüchtern und den weißen Suprematismus wiederherzustellen (vgl. Foner, 2018; vgl. Gems, Borish & Pfister, 2009, S.231). Bereits 1877 kam es zu einem jähen Ende der Reconstruction Era. Die rassistische weiße Politik war zu großen Teilen wiederhergestellt und es wurden Gesetze verabschiedet und Regeln implementiert, durch welche die neu gewonnene Freiheit der befreiten Sklaven und Sklavinnen wieder bewusst und massiv eingegrenzt wurden. Die Umsetzung der Jim Crow Laws¹⁷ in den Südstaaten der USA führten zu einer Separierung von „Weißen“ und „Schwarzen“ – vorerst nur in Schulen und öffentlichen Transportmitteln (vgl. Urofsky, 2018). Obwohl die meisten der neuen Statuten nicht ausschließlich und explizit auf Afroamerikaner und Afroamerikanerinnen anwendbar waren, so wurden sie kaum bei weißen Männern und Frauen berücksichtigt. Im Grunde wurde dadurch wiederum eine einfache Kriminalisierung von „schwarzem Leben“ ermöglicht (vgl. Blackmon, 2008, S.53.; vgl. Urofsky, 2018).

¹⁶ Frauen waren erst ab 1920 zur Wahl berechtigt (vgl. Parrott-Sheffer, 2019).

¹⁷ Die Encyclopedia Britannica definiert die Jim Crow Laws als „any of the laws that enforced racial segregation in the South between the end of Reconstruction in 1877 and the beginning of the civil rights movement in the 1950s“ (Urofsky, 2018).

Trotz unzähliger dieser entmenschlichenden Rückschläge in Bezug auf die Gleichberechtigung und der einschränkenden Ungerechtigkeiten schafften es einige ehemalige Sklaven und Sklavinnen oder aber auch in Freiheit geborene afroamerikanische Männer und Frauen¹⁸, Sport zu treiben und die unterschiedlichsten Sportarten auch wettkampfartig auszuführen. Wiggins (vgl. 2018, S. 23) attribuiert jener Zeit die „Veränderung des Sports“ von einem weitestgehend unorganisierten und recht informellen Betätigungsfeld zu einem strukturierten Phänomen (vgl. Wiggins, 2018, S. 23).

In urban settings, where this transformation of sport largely took place, blacks boxed and taught the techniques of pugilism in gymnasiums they owned, founded athletic clubs and Young Men’s Christian Associations (YMCAs), organized baseball and basketball teams, and participated in billiards, golf, tennis, pedestrianism, blood sports, horse racing and bicycling, among other sports (Wiggins, 2018, S. 23).

So drangen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch einige wenige schwarze Athleten und Athletinnen in die Sphären des organisierten Sports der Weißen vor (vgl. Wiggins & Swanson, 2016, S. xiii; vgl. Wiggins, 2018, S. 23 f.). Vor allem im Reitsport konnte diese Tatsache beobachtet werden. Dieselben Jockeys, die zuvor als Sklaven und Sklavinnen für ihren Besitzer und ihre Besitzerin reiten mussten, konnten nun als freie Männer und Frauen die Südstaaten verlassen und auch in den Nordstaaten als professionelle Reiter erfolgreich sein. Zu dieser Zeit wurde der Reitrennsport von schwarzen Jockeys dominiert (vgl. Hamburger, 2006, S. 8). Selbst an Elite-Universitäten mit vorwiegend weißen Studierenden – wie etwa der Harvard University, der University of Wisconsin oder der Brown University – konnten afroamerikanische Studierende am College Sport teilnehmen und konkurrieren. Für kurze Zeit schienen die sportlichen

¹⁸ In der englischsprachigen Literatur über Sport während der Segregation wird zumeist die Form “athletes“ oder “blacks“ ohne weitere Auskunft hinsichtlich des Geschlechts verwendet. Die meisten der vorzufindenden konkreten Beispiele beziehen sich allerdings auf männliche Athleten. Wie es schon der Fall war in Bezug auf Literatur über den Sport während der Zeit der Sklaverei, findet sich auch hier ein blinder Fleck bezüglich des weiblichen Geschlechts wieder. Obwohl davon auszugehen ist, dass in den meisten Fällen nur die sportlichen Handlungen der Männer beschrieben wurden, wird in diesem Abschnitt immer sowohl die weibliche, als auch die männliche Form genannt – außer in der korrespondierenden Literatur wird explizit die eine oder die andere erwähnt.

Möglichkeiten für afroamerikanischen Athleten und Athletinnen den Möglichkeiten der weißen Sportler und Sportlerinnen kaum noch nachstehend. So wurde Moses Walker zum ersten schwarzen Spieler der Major League Baseball (MLB), Marshall „Major“ Taylor zu einem Fahrrad Superstar, William Henry Lewis zum ersten afroamerikanischen „All-American“¹⁹ im American College Football und Jack Johnson zum ersten schwarzen Heavyweight Box-Champion (vgl. Wiggins, 2018, S. 24; vgl. Ritchie, 2006, S. 30; vgl. Bond, 2006, S. 46; Gems, 2006; S. 62).

Doch, wie bereits zuvor beschrieben, wurden die neu gewonnen Rechte von Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen zunehmend wieder eingegrenzt. Noch bevor das 20. Jahrhundert anbrach, kam es zu einer weiteren erheblichen Rückentwicklung in Bezug auf die Gleichberechtigung von „Schwarz“ und „Weiß“. Durch eine Entscheidung des Supreme Courts im Jahre 1896 wurde die Segregation der *Rassen per Gesetz offiziell wieder unter dem Konzept „separate but equal“ eingeführt (vgl. Gems, Borish & Pfister, 2009, S. 232; vgl. Blackmon, 2008, S. 110). Die Jim Crow Laws wurden auf staatlicher Ebene kodifiziert und die gesetzliche Rassentrennung auf die meisten Bereiche des öffentlichen Lebens ausgeweitet, mit dem Ziel jeglichen Kontakt von Weißen und „People of color“ zu unterbinden (Urofsky, 2018). Diese Trennung betraf nicht ausschließlich Afroamerikaner und Amerikanerinnen, sondern auch andere ethnische Gruppen, die als „nicht-weiß“ klassifiziert wurden (vgl. Gems, Borish & Pfister, 2009, S.232).

Diese sozialpolitischen Änderungen resultierten in einer Exklusion der meisten afroamerikanischen Athleten und Athletinnen aus den Spähern des, vorwiegend weiß dominierten organisierten Sports. Einige der schwarzen professionellen Sportler und Sportlerinnen verließen die USA und versuchten ihre sportlichen Karrieren im Ausland fortzusetzen. Andere wiederum partizipierten unter den Auflagen der Rassentrennung in exklusiv schwarzen Teams und Ligen. Auch im Collegesport wurde fortan wieder eine Trennung nach äußerlichen Merkmalen vorgenommen (vgl. Gems, Borish & Pfister, 2009, S.232; vgl. Wiggins & Swanson, 2016, S. xiii f.; Wiggins, 2018, S. 24 f.). Wiggins und Swanson (vgl. 2016, S. xiv) notieren, dass sich hinter den Trennwänden der Segregation grundsätzlich äußerst ähnliche sportliche Organisationsformen und Strukturen entwickelten und nennen hierfür als Beispiel die beiden, nach Hautfarben getrennten,

¹⁹ „All-American“ ist ein Ehrentitel, der an die besten College Spieler des Jahres verliehen wird.

Baseball Ligen der Zeit. Auch die sportlichen Einrichtungen an HBCUs²⁰ glichen ihren „weißen“ Pendanten. Obwohl sich der Rahmen der beiden sportlichen Welten parallel und in vielen Bereichen fast deckungsgleich entwickelte, gab es in Bezug auf die personellen Besetzungen einen markanten Unterschied: Nur einige wenige afroamerikanische Athleten und Athletinnen „schafften“ es die Grenzen der Rassentrennung zu überschreiten und in den Ligen der Weißen zu konkurrieren. Im Gegensatz dazu traten Weiße fast ausschließlich im Team-Management oder Team-Besitzer Bereich in die Sphären des „farbigen“ Sportes über – ein Umstand, dessen Tragweite in Teilen auch noch heute bemerkbar ist ²¹ (vgl. Wiggins, 2016, xiv f.). In der Zeitspanne von 1896–1964 machten sich zahlreiche afroamerikanische Sportler und Sportlerinnen einen Namen und galten als Hoffnungsträger und Hoffnungsträgerinnen für die Menschen auf der „nicht-weißen“. Im Nachfolgenden soll auf die Biographien dreier individueller afroamerikanischer Ausnahmeathleten eingegangen werden, die den rassistischen Grenzen der Segregation trotzten und durch deren herausragende Leistungen im organisierten Sport der Weißen eine Art Heldenepos entstanden ist.

3.2.1. Jesse Owens

Der spätere Leichtathletikstar Jesse Owens wurde 1913 in Alabama als Nachkomme eines befreiten Sklaven in zweiter Generation geboren. Zu dieser Zeit hungerten sowohl weiße, als auch afroamerikanische Familien in dem Südstaat, der einst Gründungsmitglied der Konföderierten Staaten von Amerika war. Bevor die Familie Owens Anfang der 1920er Jahre, wie viele anderen schwarzen Familien auch, das zutiefst von Rassismus geprägte Alabama verließ, um in dem vermeintlich „offeneren“ Cleveland Arbeit zu finden, besuchte Jesse Owens eine nach *Rassen getrennte Schule. An der neuen, berufsbildenden Schule in Cleveland, zu der vorwiegend Immigrantenkinder und afroamerikanische Kinder gingen, lernte er seinen weißen Sportlehrer und Leichtathletiktrainer Charles Riley kennen, dem Owens nicht nur seinen sportlichen Erfolg zuschreibt, sondern dem er auch seine Überzeugung bezüglich eines harmonischen und gleichberechtigten Zusammenlebens aller Menschen verdankt (vgl. Dyerson, 2006, S. 112 ff.).

²⁰ HBCU ist die Abkürzung für „Historically black colleges and universities“ und bezeichnet Hochschulen, die vor 1965 und mit dem Hintergedanken schwarzen Jugendlichen einen Zugang zu Bildung zu ermöglichen gegründet wurden (Stefon, 2018).

²¹ Siehe Kapitel 2.1.3. v. a. „Struktureller Rassismus in Sportmanagement“.

Aufgrund der „Great Depression“ war Owens der einzige seiner Familie, der in weiterer Folge seinen High School Abschluss schaffte. Bei seinem ersten Versuch 1932 sich für heimischen Olympischen Spiele in Los Angeles zu qualifizieren, scheiterte der junge Owens noch (vgl. Dyerson, 2006 S.115). Dieses Olympische Jahr markierte den Beginn der afroamerikanischen Sprintdominanz. So gewannen drei von vier afroamerikanischen Mitgliedern der Vereinigten Staaten den Leichtathletik-Bewerb, bei dem sie gestartet waren (vgl. Entine, 2000, S. 174 f.). Die Los Angeles Times titelte: „Colored Boys Sports Threat: Athletic Prominence Grows Year After Year“ (Paul Lory, 1932 zitiert in Entine, 2000, S. 174 f.). Bereits in diesem Artikel wurde die ersten internationalen Erfolge der schwarzen Athleten „natürlichen“ Fähigkeiten zugeschrieben, eine Begründung, die sich bis heute in der Form von sportlichen Stereotypen im Alltagsrassismus festgefressen hat.²²

Schon im Jahr darauf wurde Owens „Teil dieser Gefahr“ und avancierte zu einem der besten Sprinter im Bundesstaat Ohio. So wurde Owens zum ersten afroamerikanischen Leichtathletik Kapitän der East Tech High School gewählt und in weiterer Folge bekundeten einige Universitäten Interesse am jungen Sprinter (vgl. Dyerson, 2006 S.115). Der Ohio State University eilte ein äußerst rassistischer Ruf im Umgang mit Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen voraus, weswegen Owens von einigen Seiten vehement davon abgeraten wurde, diese zu besuchen. Im Jahre 1933 wurde durch den Supreme Court des Bundesstaates Ohio entschieden, einen Beschluss der Universität aufrecht zu erhalten, durch den es „colored girls“ verboten war, in der Nähe von weißen Studierenden zu wohnen. Trotz der diskriminierenden Kontroversen schrieb sich der aufstrebende Athlet im Herbst desselben Jahres für die Hochschule ein. Owens, der aufgrund der rassistischen Politik selbst mit anderen afroamerikanischen Freunden abseits des Universität Campus leben musste, entwickelte sich schnell zu einem nationalen Sprintstar. Bei den College Meisterschaft im Mai 1935 stellte der noch junge Leichtathlet drei neue Weltrekorde auf und egalisierte einen vierten – alles innerhalb von einer Stunde (vgl. Dyerson, 2006, S. 116; vgl. Entine, 2000, S. 175). Owens wurde, wie bereits zuvor in der High School, zum ersten afroamerikanischen Leichtathletik-Kapitän der Ohio State University gewählt und repräsentierte bereits 1935 eine wichtige Persönlichkeit der „rassenübergreifenden“ Erziehung bzw. im „schwarz-weiß“ Diskurs (vgl. Entine, 2000, S. 118).

²² siehe Kapitel 2.1.3 v.a. Stereotypen bezüglich afroamerikanischer Athleten und Athletinnen

Jesse Owens bei den Olympischen Spielen in Deutschland 1936

Wegen der Machtergreifung Hitlers und dem Beginn des von Unterdrückung und Verfolgung geprägten Nazi-Regimes 1933 entwickelten sich große Kontroversen im Vorfeld der Olympischen Spiele 1936. Mit dem Ausblick, dass diese in Berlin stattfinden würden, wurden in den USA Stimmen lauter, die zu einem Boykott der Spiele aufriefen. Wohingegen einige versuchten, Owens für ihre Sache zu gewinnen und davon zu überzeugen, die Spiele zu boykottieren, forderten andere, dass er durch einen Sieg bei Olympia die Nazi-Theorien und die Rassenideologien als Propaganda und schlichtweg falsch enttarnen könnte. Auch die Doppelmoral eines Fernbleiben des Teams der USA von den Olympischen Spielen im nationalsozialistischen und antisemitischen bzw. rassistischen Gastgeberland Deutschland, wurde im Anbetracht der vorherrschenden diskriminierenden Zustände im eigenen Land von einigen, vorwiegend afroamerikanischen Printmedien aufgegriffen und angeprangert (vgl. Dyerson, 2006, S.117).



Abbildung 3: Reichskanzler Adolf Hitler bei der Eröffnung der Olympischen Spiele in Berlin 1936. Quelle: dpa (2016).

Manche Medien erkannten bereits zu dieser Zeit die mögliche Wirkkraft der sportlichen Bühne und waren sich der damit verbundenen Reichweite als Sprachrohr für schwarze Athleten und Athletinnen bewusst. Der immense Einfluss auf sozialpolitische Diskurse durch afroamerikanische Sportler, wie etwa Owens oder dem Boxer Joe Louis wurde im „The Crisis“ Magazine wie folgt beschrieben:

If these two mere boys have done nothing more than just awaken curiosity on the Negroes in millions of white minds, they have served the race well. Those who maintain that a Negro historian or editor or philosopher or scientist or composer or singer or poet or painter is more important than a great athlete are on sound ground, but they would be foolish to maintain that these worthy individuals have more power for influence than the athletes. After all, it is not the infinitesimal intellectual America which needs conversion on the race problem; it is the rank and file, the ones who never read a book [...] (The Crisis, 1935, S. 241).

Owens, der den Boykott zunächst unterstützen wollte, wurde jedoch von seinem Universitätstrainer nahegelegt, zu den Olympischen Spielen zu fahren. Er entschied sich schließlich dazu, seine sportliche Chance zu nützen und wurde Teil der amerikanischen Delegation, die 1936 nach Berlin entsandt wurde. Der Sprintstar demonstrierte seine Überlegenheit und gewann 4 Goldmedaillen für ein Land, in dem er nicht einmal am Universitätscampus leben durfte und weitestgehend aus der Öffentlichkeit ferngehalten wurde (vgl. Dyerson, 2006, S. 115 ff.). Dennoch wurde der Sieg in amerikanischen Medien als „Triumph über Hitler“ und dessen arische *Rasse gefeiert. Entine (vgl. 2000, S. 186) beschreibt diesen Moment als den ersten Zeitpunkt in der Geschichte der USA, in dem die Erfolge von afroamerikanischen Athleten und Athletinnen auch von deren weißen Landesleuten bejubelt wurde – gewissermaßen ein Paradoxon, zumal die Teilnahme am organisierten Sport der Weißen im „eigenen“ Land für die meisten afroamerikanischen Männer und Frauen eine Unmöglichkeit oder eine absolute Ausnahme darstellte.



Abbildung 4: Jesse Owens beim Sprung zur Goldmedaille in Berlin.
Quelle: Ullstein via Getty Images (2016).

Um Jesse Owens entwickelte sich ein ambivalentes Narrativ, in dem der Sprintstar einerseits Symbol des, vom strukturellen Rassismus unterdrückten, sozialen Unterhauses der USA wurde, andererseits aber zeitgleich als außenpolitische Galionsfigur genutzt und als „Amerikanischer Sieger“ über Nazi-Deutschland instrumentalisiert wurde. So wurde von den amerikanischen Medien auch eine negative Sensation, um Adolf Hitler kreierte: Dieser hätte dem Olympiachampion den Handschlag verweigert – ein Umstand, der bis heute nicht restlos aufgelöst wurde. Trotzdem wurde ein Diskurs, der die diskriminierenden und rassistischen Umstände in Nazi-Deutschland hervorhob und anprangerte, aber zeitgleich über die Missstände im eigenen Land hinwegzutäuschen vermochte, gewissermaßen an der Person des Sprinters angeheftet (vgl. Dyerson, 2006, S.

118 f.). Owens selbst bestätigte die Aussagen der amerikanischen Presse jedoch nicht und sagte indes: „Hitler didn’t snub me – it was our president who snubbed me. The President didn’t even send me a telegram“ (zitiert in Schaap, 2007, S. 211).

Die Zeit nach den Olympischen Spielen

Aufgrund einer Auseinandersetzung mit der American Athletic Union (AAU) wurde der Sprintstar nur wenige Monate nach seiner Rückkehr in die – nach wie vor – rassistisch segregierte Heimat von sämtlichen Amateur Wettkämpfen ausgeschlossen. Nachdem es keine professionelle Leichtathletik Liga gab, musste der gefallene Held²³ unter anderem gegen Pferde im Sprint antreten, um sich finanziell über Wasser zu halten (vgl. Dyerson, 2006, S. 124 f.). Trotz seiner herausragenden Leistungen als Olympionike gab es für den afroamerikanischen, und kurzzeitig auch amerikanischen Patrioten keine wirtschaftlichen Möglichkeiten in der gespaltenen Heimat.

Das Beispiel Jesse Owens zeigt, dass es im Sport „bereits“ Anfang der 1930er Jahre zu anomalen Möglichkeiten kam, um als schwarzer Athlet die Barrieren der Hautfarbe zu überwinden. Er erreichte 1936 auf sportlichem Wege Aufsehen und sorgte nicht nur bei Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen für Jubel. Der internationale Erfolg eines Mannes, dessen Großvater noch als Sklave ausgebeutet wurde, war somit gewissermaßen auch ein erster Lichtblick in Bezug auf die Segregation in den USA. Der Sprinter, dem es auf internationaler Ebene gelang, den Rassismuskurs zu eröffnen, machte es für Weiße fortan fast unmöglich, zumindest sportliche Leistungen von Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen zu ignorieren. Der tatsächliche Rassendiskurs im eigenen Land jedoch blieb in dieser Hinsicht vorerst unthematisiert. Aber schon bald gelang es einem afroamerikanischen Athleten seine Dominanz auch innerhalb der USA in einer der professionellen Ligen der Weißen unter Beweis zu stellen. Er schaffte es durch seine hervorragenden Leistungen im Baseball zu einem Pionier im antirassistischem Kampf und somit zu einem andauerndem Zeichen der Veränderung und Symbol des Widerstands zu werden.

²³ Für eine detaillierte Schilderung des Niedergangs von Jesse Owen nach Olympia 1936 siehe Dyerson, 2006, S. 119-131.

3.2.2. Jackie Robinson

Ein weiterer afroamerikanischer Ausnahmeathlet, der die Rassentrennung durch seine herausragenden sportlichen Leistungen in Frage zu stellen vermochte, war Jackie Robinson. Jack Roosevelt Robinson wurde 1919 als jüngster von insgesamt fünf Kindern im Südstaat Georgia geboren. Nachdem sich die Mutter Robinsons von dessen Vater trennte, zog diese mit ihm und seinen Geschwistern 1920 nach Pasadena in Kalifornien, wo er seine Kindheit verbrachte. Robinson entwickelte bereits in sehr frühen Jahren seine Vorliebe für Sport. In dieser Hinsicht fungierte vor allem sein älterer Bruder Mack als Vorbild (vgl. Lomax, 2006, S. 163). Mack Robinson konnte später bei den Olympischen Spielen 1936 unter den Augen des Nazi-Regimes und hinter Jesse Owens im 200m Sprint Silber gewinnen, bevor ihn ein ähnliches Schicksal wie den Goldmedaillengewinner ereilte. Trotz des „Sieges über den Faschismus“ wurden die afroamerikanischen Sprintstars nach der Rückkehr in die segregierte Heimat bestenfalls als zweitklassige Bürger behandelt für die es keine ordentliche Arbeit gab. Diese Ereignisse zeigten dem aufstrebendem Jackie Robinson schon früh auf, dass der Applaus und die Stille der Enttäuschung nicht nur als Teil des Dualismus des Sports nahe beieinander lagen, sondern vor allem auch die Realität für Afroamerikaner und Afroamerikanerinnen in der rassistischen USA darstellten (vgl. Linge, 2007, S. 11).

Während seiner Zeit an der Washington Junior High School war Jackie Robinson Teil der Leichtathletikmannschaft und spielte außerdem Basketball, Baseball und Football. Rampersad (vgl. 1997, S. 27) betont, dass der Wettkampf mit anderen Jugendlichen ohne die Miteinbeziehung und Berücksichtigung von sozialen Klassen oder von äußerlichen Merkmalen wie etwa der Hautfarbe, schon damals sehr prägend für das Gleichheitsverständnis des späteren Ausnahmeathleten waren. Aufgrund seiner herausragenden sportlichen Leistungen im Pasadena Junior College wurden einige Universitäten und Colleges auf ihn aufmerksam. Schlussendlich wurde Robinson im Jahr 1939 von der UCLA rekrutiert, um für diese in allen vier Sportarten anzutreten (vgl. Lomax, 2006, S. 165 f.). Obwohl Robinson besonders im American Football und im Basketball zu überzeugen wusste, wurde bereits zu dieser Zeit sein außerordentliches Talent für Baseball bemerkt. Eine potentielle professionelle sportliche Zukunft wurde aber zugleich, begründet durch nichts weiter als sein äußerliches Erscheinungsbild, radikal limitiert: „Had it not been for the policy prohibiting Negroes in organized baseball, he

would have been sought by half a dozen major league scouts“ (zitiert in Lomax, 2006, S. 165).

Robinson beim Militär

Robinson, der die Auffassung vertrat, dass keinerlei Ausbildung einem Afroamerikaner zu einem besseren Job verhelfen könnte, verließ, entgegen der Einwände seiner Mutter, seiner Freundin und seiner Trainer, in seinem letzten Semester im Jahr 1941 die UCLA um einem Job Angebot nachzukommen und die Familie finanziell zu unterstützen (vgl. Lomax, 2006, S. 166; vgl. Linge, 2007, S. 28). Doch nach dem offiziellen Eintritt der Vereinigten Staaten in den Zweiten Weltkrieg, musste Robinson bereits 1942 seine neuen Arbeitsverhältnisse wieder beenden, weil er vom US-Militär einberufen wurde. In dieser Zeit sollte Robinson bis dato unerreichte Konfrontationen mit Rassismus und den Jim Crow Laws machen. In dem ebenfalls nach Rassen getrennten Militär gab es kaum Möglichkeiten für einen afroamerikanischen Bürger eine Führungsposition einzunehmen. So blieben auch Robinsons Bemühungen an der „Officer Candidate School“ zugelassen zu werden, zunächst erfolglos (vgl. Linge, 2007, S. 33 f.). In den meisten Militäreinrichtungen wurden weiße Soldaten deutlich bevorzugt. So mussten die diskriminierten schwarzen Soldaten, für die in manchen Einrichtungen wie etwa dem Post Exchange²⁴ zumeist nur wenige segregierte Sitzplätze vorgesehen waren, trotz der zahlreichen freien Sitzplätze an Tischen von weißen Soldaten stehen. Robinson, der sich diese ungerechte Behandlung nicht gefallen lassen wollte, erreichte durch eine Beschwerde bei einem Vorgesetzten, dass den afroamerikanischen Soldaten im Post Exchange seiner Basis fortan mehr Plätze zur Verfügung standen. (vgl. Lomax, 2006, S. 167 f.; vgl. Linge 2007, S. 34 f.). Während seiner Zeit beim Militär kam es zu zahlreichen weiteren erniedrigenden und benachteiligenden, allesamt dem Rassenrassismus geschuldeten Vorfällen in denen Robinson vehement Widerstand zu leisten versuchte. Lediglich aufgrund seiner athletischen Vorgeschichte und seiner guten Beziehung zum afroamerikanischen Schwergewichts-Boxchampion Joe Louis, welcher ebenfalls in Fort Riley stationiert war, konnte Jackie Robinson dem Militärgefängnis entgehen. 1944 wurde Robinson nach Texas in einen „all-black“ Zug versetzt. In den Südstaaten verlangte das Gesetz nach wie vor, dass „nicht-weiße“ von „weißen“ Menschen in öffentlichen Transportmitteln getrennt voneinander saßen. Robinson wusste jedoch um das neue

²⁴ Post Exchange oder Base Exchange Einrichtungen sind Geschäfte oder Einkaufsmöglichkeiten auf einer Militärbasis.

Segregationsverbot in Bussen des US-Militärs Bescheid und weigerte sich seinen Platz aufzugeben und – wie unter den Jim Crow Laws erforderlich – in dem hinteren Teil des Busses Platz zu nehmen. Nachdem Robinson von der Militärpolizei abgeführt wurde, musste er sich im August 1944 dem Militärgericht stellen (vgl. Linge, 2007, S. 36 f.; vgl. Lomax, 2006, S. 168; vgl. Zirin, 2008, S. 98). Doch nicht zuletzt aufgrund der Prominenz des Soldaten und dem damit verbundenen Interesse der Medien wurde Robinson freigesprochen und im November des Jahres mit Ehren entlassen (vgl. Linge, 2007, S. 39).

Der erste afroamerikanische Baseballstar in der Liga der Weißen

1945 unterzeichnete Robinson einen Vertrag bei den Kansas City Monarchs, einem Baseballteam der „*Negro Leagues“²⁵. Obwohl es für Robinson eine Möglichkeit darstellte, durch Sport Geld zu verdienen, hatte der Athlet, der den organisierten College Sport gewohnt war, Probleme sich an das unstrukturierte Leben in der Liga zu gewöhnen (vgl. Lomax, 2006, S. 169). Robinson selbst sagte über die Liga:

My five short months experience in Negro baseball convinced me that the game needs a housecleaning from top to bottom. I found plenty wrong [...] The bad points range all the way from the low salaries paid players and sloppy umpiring to the questionable business connections of many of the team owners (Ebony, 1948, S.16).

Abgesehen von den von Robinson kritisierten Bereichen, fanden sich sämtliche *Negro League Teams noch immer massiv durch die Rassentrennungsbestimmungen der Jim Crow Laws diskriminiert und zeitgleich limitiert. Unter anderem durften die fast ausschließlich afroamerikanischen Spieler nicht einmal die Toiletten an Raststationen benutzen. Oft mussten sie aus Gründen der Segregation sogar im Bus schlafen. Robinson spielte trotz der Missstände eine gute Saison für die Kansas City Monarchs und verkörperte den einzigen Spieler der *Negro Liga, der zuvor ein „weißes“ College besucht hatte (vgl. Linge, 2007, S. 43). Obwohl Robinson, nicht zuletzt wegen seines Temperaments, von vielen als

²⁵ Die *Negro Leagues waren professionelle Baseball Ligen in den USA zur Zeit der Segregation. In diesen spielen fast ausnahmslos afroamerikanische Männer. Die *Negro Leagues stellten das „schwarze“ Gegenstück zu den „weißen“ Major Leagues dar (vgl. Peterson, 2018; vgl. Zirin, 2008, S. 56 f.).

ungeeignet für die Major League der Weißen befunden wurde, so designierte ihn gerade seine Erfahrung im „gemischtrassigen“ Wettkampf am College als passenden Athleten, um die Farbbarriere zu durchbrechen (vgl. Lomax, 2006, S. 169).

Während in den 1880er Jahren noch einige wenig afroamerikanische Spieler vereinzelt an Spielen der Major League teilnehmen durften, gab es in der Zeit der Segregation ein „Gentlemen’s Agreement“ der Team Besitzer. Dadurch wurde der Einsatz von schwarzen Spielern untersagt (vgl. Linge, 2007, S. X).

Doch am 23. Oktober 1945 wurde unter der Anwesenheit zahlreicher Journalisten eine Sensation bekanntgegeben: Der afroamerikanische Baseballspieler Jack Roosevelt Robinson hatte einen Vertrag bei den Montreal Royals, einem Minor League Farm Team der Brooklyn Dodgers unterschrieben. Die treibende Kraft dahinter war dabei der Team Präsident der Dodgers Branch Rickey gewesen. The Crisis Magazine beschrieb diesen ersten Triumph des schwarzen Sportlers als „the symbol of hope for millions of colored people in this country and elsewhere“ (zitiert in Linge, 2007, S.48). Afroamerikaner und Afroamerikanerinnen im gesamten Land wurden auf Jackie Robinson aufmerksam und blickten zu ihm auf: der schwarze Baseballspieler verkörperte ein Symbol der Hoffnung im Kampf um die Gleichberechtigung für die unterdrückte Bevölkerungsgruppe. Nur wenig später wurde John Wright, ein weiterer afroamerikanischer Spieler bei den Royals unter Vertrag genommen. Eine Vertragsunterzeichnung bedeutete jedoch zunächst keineswegs eine vollwertige Partizipation, die frei von rassistischen Umständen war. Die beiden schwarzen Athleten wohnten getrennt von den restlichen Teammitgliedern und einige der geplanten Spiele während der Saisonvorbereitung wurden nach den kontroversen Verpflichtungen sogar abgesagt. Sowohl Mitspieler also auch Gegenspieler legten ihren Fremdenhass offen und sprachen sich gegen die Athleten aus der *Negro League aus. Auch einige Vertreter der „weißen“ Presse wehrten sich gegen die Aufnahme von „färbigen“ Spielern in die Liga (vgl. Loxma, 2006, S. 171; vgl. Entine, 2000, S. 2010). Doch der Teampräsident Branch Rickey hielt an seinem antirassistischen Vorhaben fest. 1946 gab Robinson sein Debut in der International League und spielte seine erste Saison für das Minor League Farm Team. Wohingegen er von den heimischen Fans in Kanada gut aufgenommen wurde, musste er sich bei Auswärtsspielen einer kaum vorstellbaren Welle an Hass, Rassismus und Beleidigungen aussetzen. Trotz der „Ablenkungen“ schaffte es Robinson mit den Royals die International League zu gewinnen und wurde zum

wertvollsten Spieler der Liga (MVP) gewählt (vgl. Loxma, 2006, S. 173; vgl. Linge, 2007, S. 53).

Im folgenden Jahr trainierten die Royals in der Vorsaison gemeinsam mit dem Mutterteam aus der Major League, den Brooklyn Dodgers. Einige, hauptsächlich aus den Südstaaten stammenden Spieler der Dodgers unterzeichneten eine Anti-Robinson Petition und beriefen sich dabei auf die Segregationsgesetze. Innerhalb des nächsten Jahres trennte sich der Teampräsidenten Branch Rickey von den meisten dieser rassistischen Spieler (vgl. Linge, 2007, S. 59).

In 1946, there were 16 Major League baseball teams with a total of 400 players on their rosters. Every one of the 400 players was white. But when opening day came in 1947, that number dropped to 399. (Helgeland, 2013, Time Code: 02:10 bis 02:26 Minuten)



Abbildung 5: Brooklyn Dodgers Team 1947. Quelle: Harris (1947).

Trotz der Unwahrscheinlichkeit und bei all den Hindernissen und zahlreichen Gegnern, die er in seinem Leben überkommen musste, machte Jackie Robinson im Alter von 28 Jahren am 15. April 1947 sein Debut in der Major League Baseball (vgl. Loxma, 2006, S. 173). Robinson gewann in seinem ersten Jahre „Rookie of Year“. Er spielte von 1948-1956 professionelles Baseball für die Brooklyn Dodgers und konnte mit ihnen die Meisterschaft gewinnen.

Robinson legte durch seine Leistungen den Grundstein für „nicht-weiße“ Athleten und Athletinnen, um am organisierten und professionellen Sport in den USA teilnehmen zu können und beendete somit gewissermaßen, die, seit dem Ende des 19. Jahrhunderts andauernde Segregation im Baseball. Er symbolisierte die Veränderung, die in den USA nach Ende des Zweiten Weltkrieges dringend benötigt wurde. Die Geschichte um Jackie Robinson beschreibt einen der ersten Siege über den strukturellen Rassismus in den USA. Der langsame Umbruch in den Sphären des Sports deutet auf einen Wandel in der Gesellschaft hin. Trotzdem sollten erst zwölf Jahre nach Robinsons Debut, also im Jahr 1957, alle Major League Baseball Teams zumindest einen afroamerikanischen Spieler in ihren Reihen zulassen (vgl. Entine, 2000, S. 223). Doch die Stimmen der Bürgerrechtsbewegung der 1950er und 1960er Jahre wurden zunehmend lauter und die Gleichberechtigung bzw. das Ende der Rassentrennung vehement gefordert. Ein Boxer prägte diese Bürgerrechtsbewegung besonders. Seine sportlichen Erfolge, kombiniert mit seinem politischen und kulturellen Einfluss bleiben bis heute quasi unerreicht.

3.2.3. *Cassius Clay*

Die später, unter den Namen „Muhammad Ali“ bekannte Box-Ikone wurde am 17. Jänner 1942 in Louisville, Kentucky als Cassius Marcellus Clay Junior geboren. Die beruflichen Aussichten waren in Zeiten der Segregation nicht gerade vielversprechend für einen jungen schwarzen Mann (vgl. Early, 2006, S. 264; vgl. Zirin, 2008, S. 134 f.). Allerdings wuchs Clay in einer Zeit auf, in der es bereits einigen wenigen afroamerikanischen Athleten gelang, die Farbbarriere zu durchbrechen und im organisierten Sport der Weißen für Furore zu sorgen. Auch Clay sollte den sportlichen Weg einschlagen. Weil ihm das Fahrrad gestohlen wurde, begann er 1954 mit dem Boxtraining. Clay war der Auffassung, dass er im Boxen erfolgreicher sein könnte als durch schulische Leistungen. Er wurde vom Polizisten Joe Martin trainiert, der bei Clay zunächst keine außergewöhnliche Begabung, aber außergewöhnliche Hingabe und Einsatz gesehen haben will (vgl. Early, 2006, S. 264).

Cassius Clay, when he first began coming around, looked no better or worse than the majority. [...] He stood out because, I guess, he had more determination than most boys, and he had the speed to get him someplace. He was a kid willing to make the sacrifices necessary to

achieve something worthwhile in sports. I realized it was almost impossible to discourage him. He was easily the hardest worker of any kid I ever taught. (Hauser, 1991, S.19).

Clay hatte Probleme in der Schule, er konnte kaum lesen und schreiben. Dieser Umstand verringerte Clays berufliche Aussichten, die im segregierten Louisville ohnehin nicht besonders gut waren. Im Boxen hingegen sah er nicht nur seine große Chance, doch hatte er auch afroamerikanische Vorbilder wie etwa Joe Louis oder Jersey Joe Walcott, denen es bereits gelungen war, äußerst erfolgreich im Boxsport zu sein. Voller Entschlossenheit trainierte Clay und wurde schließlich zu einem der besten Amateurboxer der USA. 1959 gewann er die nationalen Amateur-Meisterschaften (vgl. Early, 2006, S. 264 f.). Zirin (2008, S. 135) schreibt: „[...] the young Clay could do two things that set him apart: he could box and he could talk.“

Der extrovertierte junge Boxer, der alles andere als auf den Mund gefallen war, schaffte es jedoch immer wieder seinen Worten auch Taten folgen zu lassen. Im zarten Alter von 18 Jahren boxte sich Clay in der Halbschwergewichtsklasse zur Goldmedaille bei den Olympischen Spielen in Rom 1960. Obwohl einige Kämpfe des jungen Cassius Clay schon gelegentlich im lokalen Fernsehen übertragen wurden, erreichte er durch die nationale Übertragung des Olympischen Finales Bekanntheit und Ruhm. Nach den Olympischen Spielen erhielt Clay deutlich mehr Aufmerksamkeit seitens der Medien als für einen Amateursportler üblich (vgl. Early, 2006, S. 265 f.). Clay wurde auch von den vermeintlich „weißen“ Medien als amerikanischer Held gefeiert und als Sieger über Russland, den großen Gegner im Kalten Krieg inszeniert. Er selbst steuerte durch zahlreiche Aussagen wie „[t]o make America the greatest is my goal [s]o I beat the Russian, and I beat the Pole“ (zitiert in Hauser, 1991, S. 30) zu seiner Beliebtheit bei und wurde zu einem patriotischen Aushängeschild der USA. Zu dieser Zeit war Clay noch von einer möglichen Veränderung im Heimatland überzeugt. Als er von einem russischen Reporter über die Situation von Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen in den USA befragt wurde, gab Clay zur Antwort:

Tell your readers we've got qualified people working on that problem, and I'm not worried about the outcome. To me, the U.S.A. is still the best country in the world, counting yours. It may be hard to get something to

eat sometimes, but anyhow I ain't fighting alligators and living in a mud hut (Remnick, 1998, S. 103-104).

Während seine sportliche Karriere fortan „professionell“ war und sich immer mehr in Richtung Box-Weltmeister entwickelte, sollten sich im Vergleich seine politische Einstellung und Ansichten zum Vaterland um 180 Grad umkehren. Nach der Wiederkehr in seine Heimat Louisville wurde dem afroamerikanischen Olympia Champion aufgrund der rassistischen Jim Crow Laws die Bedienung in einem Restaurant verwehrt. Auch der Umstand, dass er seine Goldmedaille bei sich trug, konnte daran nichts ändern (vgl. Zirin, 2008, S. 135; vgl. Early, 2006, S. 265).

Auf der Suche nach politischen Lösungen bzw. Antworten wurde sein Interesse an der Bürgerrechtsbewegung geweckt. Clay wandte sich zunehmend der „Nation of Islam“ zu und wurde zu einem Begleiter, Freund und politischen Verbündeten des radikalen, jedoch charismatischen Malcom X. Dieser war, im Gegensatz zur „weißen“ Presse, von der Intelligenz Clays und dessen Fähigkeit die weiße Stereotypisierung abzulegen, überzeugt (vgl. Farrington et al., 2012, S. 76; vgl. Zirin, 2008, S. 135 f.). Der Umstand, dass sich Clay der kontroversen und gefürchteten Gruppe angeschlossen hatte, wurde vom Boxer zunächst geheim gehalten und nicht öffentlich gemacht. Der Hauptgrund dafür war der bevorstehende Kampf um den Schwergewichts-Weltmeistertitel gegen Sonny Liston am 25. Februar 1964 gewesen. Einerseits befürchtete Clay eine Absage des Kampfes aufgrund seines Konfessionswechsels, andererseits ging die „Nation of Islam“ von einer möglichen Blamage durch eine bevorstehende Niederlage aus (vgl. Early, 2006, S. 268). Malcom X jedoch war von einem Sieg der aufstrebenden Box-Ikone überzeugt und sprach dem afroamerikanischen Athleten mehr Bedeutsamkeit und Einfluss zu, als dem ebenfalls schwarzen Baseballstar Jackie Robinson (vgl. Zirin, 2008, S. 137).

Muhammad Ali

Konträr zu den Erwartungen vieler Sportjournalisten und Kritiker, schockte Cassius Clay die Sportwelt und triumphierte, nicht zuletzt aufgrund seiner Schnelligkeit und außergewöhnlichen Beweglichkeit, in der siebten Runden über Sonny Liston. Mit nur 22 Jahren krönte sich Cassius Marcellus Clay Junior zum Schwergewichtsweltmeister. Nach dem Kampf gab Clay bekannt, dass er sich der „Nation of Islam“ angeschlossen habe und fortan den Namen Muhammad Ali tragen werde (vgl. Early, 2006, S. 269). Ali löste eine

Welle der Empörung aus und wurde von den Medien stark kritisiert. Sein Bekenntnis zum Islam wurde nicht nur als religiöses, sondern zeitgleich auch als politisches eingestuft. Viele Sportjournalisten weigerten sich Ali bei seinem neuen Namen zu nennen. Sowohl die „weiße“ Presse als auch, teilweise, das Lager der Bürgerrechtsaktivisten kritisierten ihn stark und stellten ihn an den medialen Pranger. Die Weiterverwendung des – wie Ali ihn bezeichnete – Sklavennamens „Clay“ oder eben die Verwendung seines neugewählten Namens gaben Aufschluss über politische Gesinnung. Obwohl der Boxweltmeister zunächst beteuerte, dass sein Konfessionswechsel ausschließlich aus religiöser Überzeugung stattgefunden hatte, so verneinte er jedoch zugleich das Christentum begründet durch die unveränderte Situation und dem andauernden Leiden von „färbigen“ Menschen in den USA (vgl. Zirin, 2008, S. 137 ff.; vgl. Early, 2006, S. 269).

1964 markierte das Jahr, in dem die USA offiziell und direkt in das Kriegsgeschehen des Vietnamkrieges eintraten. In der Heimat jedoch passierte fast zeitgleich Alis „Transformation“ während eines im Hintergrund stattfindenden Freiheitskampfes der diskriminierten Afroamerikaner und Afroamerikanerinnen. Hunderte Bürgerrechtsaktivisten wurden festgenommen und zahlreiche Attentate und Anschläge durch den „Ku-Klux-Klan“ durchgeführt. Doch die zunehmende Widerstandsideologie „Black Power“ und der Zuwachs von organisierten Widerstandsbewegungen, wie etwa die „Black Panthers“, tauchten auf und leisteten Gegenwehr (vgl. Zirin, 2008, S. 139). Ali stellte als äußerst erfolgreicher schwarzer Sportler in dieser Hinsicht eine bis dato unerreichte Gefahr für das weiße Amerika dar. Im Vergleich zu Ali wurden die beiden afroamerikanischen Sportpioniere Owens und Robinson retrospektiv als gesittete Afroamerikaner oder „good Negro“ gesehen. Der „neue“ Cassius Clay hingegen verkörperte nun nicht mehr den patriotischen „all-American“. Er war fortan Muhammad Ali. Seine öffentlich geäußerte Meinung, sein Auftreten und sein Lebensstil verkörperten gewissermaßen eine neue Generation von Afroamerikaner und Afroamerikanerinnen, die stolz darauf waren, „schwarz“ zu sein und daher zeitgleich eine potentielle Bedrohung für die weiße Bevölkerung darstellten (vgl. Zang, S. 2003, S. 241 ff.; vgl. Early, 2006, S. 269).

One of the reasons the civil rights movement went forward was that Black people were able to overcome their fear. And I honestly believe that for many Black Americans, that came from watching Muhammad

Ali. He simply refused to be afraid. And being that way, he gave other people courage. (Bryant Gumbel zitiert in Zirin, 2008, S. 139).

Alis größter Kampf: der Vietnam Krieg

1965 wurde Alis früherer Weggefährte Malcom X von Mitgliedern der nun gespaltenen „Nation of Islam“ erschossen. Nur Monate später gewann Ali im Rückkampf abermals gegen Sonny Liston. Im November desselben Jahres kam es zu einem Kampf zwischen dem „Christen“ Floyd Patterson und dem „Moslem“ Muhammad Ali. Dieser Kampf wurde nicht nur seitens der Medien auch als Kampf zwischen Christentum und Islam inszeniert. Patterson selbst soll dabei von seiner patriotischen Pflicht und einem Kreuzzug für Amerika gesprochen haben. Doch Ali konnte auch in diesem Kampf seine Dominanz zur Schau stellen und gewann (vgl. Zirin, 2008, S. 139 f.; vgl. Early, 2006, S. 269 f.).

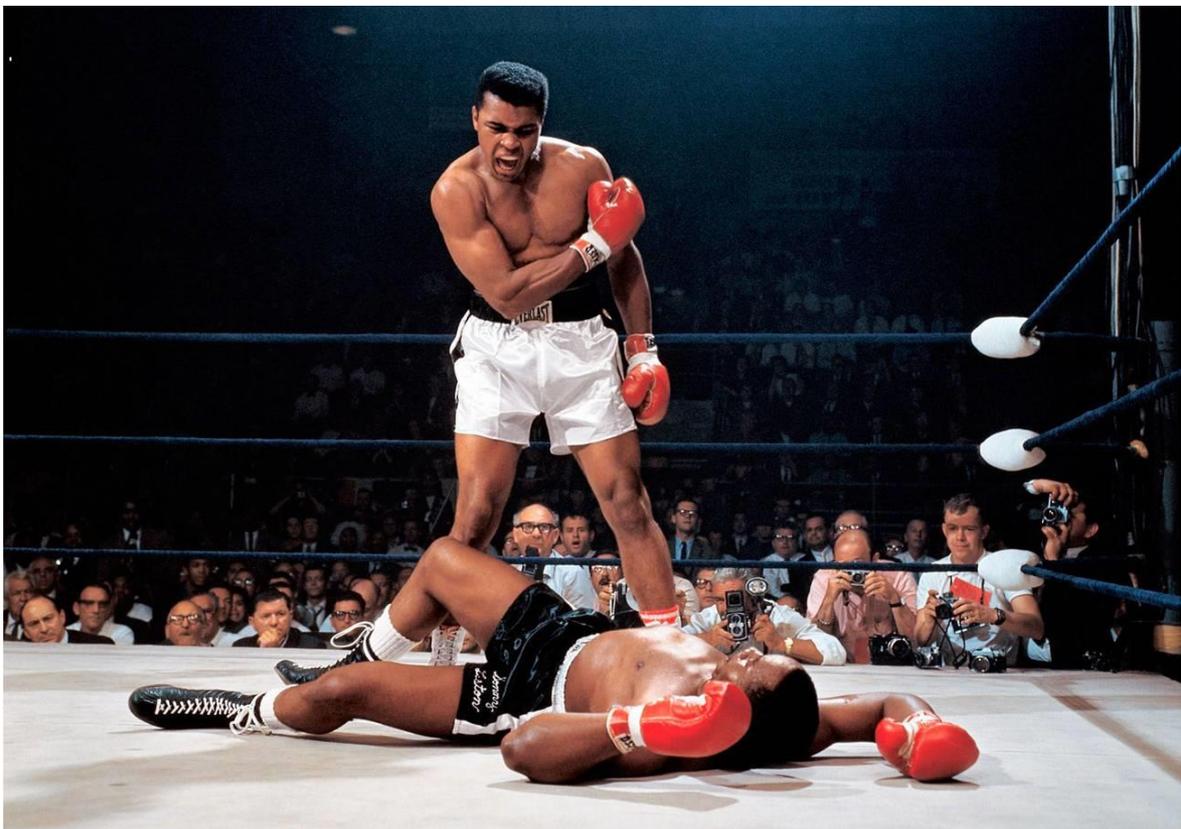


Abbildung 6: Muhammad Ali schlägt Sonny Liston im Rückkampf 1965 in Lewiston, Maine K.O. Quelle: Leifer (1965).

1965 wurden über 200.000 US-amerikanische Soldaten nach Vietnam entsandt und in Südvietnam stationiert. 200.000 weitere sollten 1966 folgen (vgl. Zirin, 2008, S. 140). Alis

Einberufungsstatus, der aufgrund eines Intelligenztests zunächst als „untauglich“ eingestuft wurde, änderte sich mit der Not an Soldaten und der umstrittene Boxer wurde aufgefordert, seiner Pflicht am Vaterland nachzukommen. Doch 1966 weigerte sich Muhammad Ali in den Militärdienst einzutreten und berief sich dabei auf seinen Glauben.

In der Zeit nach den beiden Weltkriegen hatte ein Großteil der männlichen US-amerikanischen Bevölkerung bereits im Militär gedient. Die öffentliche Meinung orientierte sich an den Veteranen der vergangenen Kriege und war geprägt durch deren Ansichten. Alis Militärverweigerung und dessen Stellungnahme zum Vietcong sollten äußerst umstrittene Berühmtheit erreichen: „Man, I ain't got no quarrel with them Vietcong“ (Hauser, 1991, S. 145). Die unpatriotische Entscheidung des Schwergewichtsweltmeisters konnte von vielen US-Amerikanern und US-Amerikanerinnen nicht nachempfunden werden, zumal andere schwarze Sportikonen, oder wie oben beschrieben „good Negros“, wie etwa Jackie Robinson oder Joe Louis im Zweiten Weltkrieg für das Vaterland gedient hatten. Doch der Vietnamkrieg wurde von vielen jungen Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen, aber auch vom politisch linken Amerika als „Rassenkrieg“ gesehen (vgl. Early, 2006, S. 271 f.). Muhammad Alis Verweigerung wurde nicht zuletzt durch seine Aussage bezüglich des Vietcongs zu einer Art Widerstandsepos und von zahlreichen US-amerikanischen Antikriegsbewegungen aufgegriffen. Seine zunächst noch rein religiös motivierten Beweggründe wichen zunehmend politischen. Eines seiner eindeutigsten politischen Statements in Bezug auf seine Kriegsverweigerung lautete wie folgt:

Why should they ask me to put on a uniform and go ten thousand miles from home and drop bombs and bullets on brown people in Vietnam, while so-called Negro people in Louisville are treated like dogs and denied simple human rights? No, I am not going ten thousand miles from home to help murder and burn another poor nation simply to continue the domination of white slave masters of the darker people in the world all over. [...] The real enemy of my people is right here. [...] I'll go to jail. We've been in jail for four hundred years (Marquese, 2005, S. 214-215).

Im Juni 1967 wurde Muhammad Ali zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt und verlor seinen Schwergewichtstitel sowie seine Boxlizenz.

Wie schon die beiden anderen afroamerikanischen Athleten, Owens und Robinson, wird Muhammad Ali eine tragende Rolle in Bezug auf die Segregation und sportliches Entgegenwirken zu Teil. Im Vergleich zu den anderen beiden – die zeitliche Reife für einen gesellschaftlichen Umbruch spielte dabei zweifelsohne einen zu berücksichtigenden Faktor – bezieht Ali jedoch eine sehr konkrete politische Position in der Öffentlichkeit. Muhammad Ali opferte im Zuge der Bürgerrechtsbewegung der 1960er Jahre gewissermaßen seine sportliche Karriere für seine Überzeugung und wurde zu einer Figur des Widerstands im Kampf gegen das suprematistische „weiße“ Amerika. Er nutzte seine, dem Sport geschuldete, mediale Berühmtheit um politische Ungerechtigkeiten offenzulegen. Der Ausnahmeathlet und Pionier wurde zu einer Ikone und einem Vorbild für viele nachfolgende afroamerikanische Athleten und Athletinnen. (vgl. Early, 2006, S. 272)

4. DER STILLE PROTEST BEI DEN OLYMPISCHEN SPIELEN IN MEXIKO 1968

Die 19. Olympischen Sommerspiele fanden im Oktober 1968 in Mexiko City statt. Sie waren die ersten in Lateinamerika. Mexiko sollte der Welt als fortschrittliches und modernes, entwickeltes Land präsentiert werden. Obwohl mit herausragenden sportlichen Leistungen unter anderem zahlreiche Leichtathletik-Weltrekorde aufgestellt werden konnten und Bob Beamon der „Sprung des Jahrhunderts“²⁶ gelang, sollten die Sommerspiele 1968 retrospektiv aufgrund gänzlich anderer Ereignisse in Erinnerung bleiben (vgl. Bass, S. 107 f.; vgl. Zolov S. 159 ff.).

Einerseits kam es bereits wenige Tage vor der Eröffnungszeremonie zu einem grausamen Massaker an zahlreichen mexikanischen Studierenden, die im Zuge der unbewaffneten Studentenproteste 1968 durch den Stadtteil – Tlatelolco – von Mexiko City gezogen waren. Andererseits ereigneten sich während der Olympischen Spiele, unter der Beteiligung zweier US-amerikanischer bzw. eines australischen Athleten ein bis dato ungesehener Zwischenfall im Sport: Bei der Siegerehrung des 200m Sprints kam es durch die drei Sprinter zu einem stillen Protest mit dem Ziel auf die andauernden sozialen Missstände, insbesondere, in den USA hinzuweisen – mit Erfolg. Die ikonischen Bilder dieser Protestaktion gingen um die Welt (vgl. Zolov, 2004, S. 159 f.).

Im nachfolgenden Kapitel soll anhand von Querverbindungen zu den vorhergehenden Kapiteln, sowie unter der Miteinbeziehung der, dieser Diplomarbeit zu Grunde liegenden theoretischen Abhandlungen, auf die Ereignisse des 16. Oktobers eingegangen werden. Vor allem soll darauf Bezug genommen werden, wie und warum der Protest zu einem Politikum wurde und welche geschichtlichen Aspekte bzw. welche vorhergehenden Handlungen mitverantwortlich für die große sozialpolitische Tragweite der gesamten Aktion waren. Des Weiteren soll sowohl auf die direkten, von den Athleten getragene als auch auf die indirekten Konsequenzen und Auswirkungen des Athletenprotests eingegangen und diese anschließend analysiert werden.

²⁶ Mit seiner damaligen Weite von 8,90m blieb er bis 1991 der Weltrekordhalter im Weitsprung. Der Olympische Rekord wird nach wie vor von Bob Beamon gehalten (vgl. Augsburger Allgemeine, 2018).

4.1. DER KONTEXT: DIE BÜRGERRECHTSBEWEGUNG ERREICHT IHREN HÖHEPUNKT

Das „Civil Rights Movement“ oder zu Deutsch die „Bürgerrechtsbewegung“ beschreibt ein Kollektiv an sozialen und antirassistischen Widerstands- und Protestbewegungen, die sich seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegen die rassistische Diskriminierung auf Grund von äußerlichen Merkmalen und für die Gleichberechtigung aller Menschen in den USA einsetzte. Grundsätzlich reichen die Wurzeln all dieser Bestrebungen bis zum Transatlantischen Sklavenhandel zurück²⁷. Wenngleich 1865 mit der Verabschiedung des 13. Zusatzartikels der US-amerikanischen Verfassung die Sklaverei formell beendet und Afroamerikaner und Afroamerikanerinnen als gleichberechtigte Bürger und Bürgerinnen²⁸ angesehen wurden, so traten bereits 1896 die „Jim Crow Laws“ in Kraft, die eine Trennung von „Schwarz und Weiß“ vorschrieben²⁹ (vgl. Clayborne, 2019).

Als neuerlicher Startschuss der Bürgerrechtsbewegung wird oft der Vorfall des 1. Dezembers 1955 genannt. Die Afroamerikanerin Rosa Parks weigerte sich in einem segregierten Bus in Montgomery, Alabama ihren Sitzplatz im vorderen „weißen“ Teil des Busses aufzugeben und wurde dafür anschließend verhaftet. Diese Ungerechtigkeit brachte frischen Wind in die Bewegungen und löste eine Welle der Solidarität aus. Im Zuge dessen kam es zu organisierten Protesten bzw. zu einem Busboykott unter der Führung des Pfarrers und Bürgerrechtsaktivisten Martin Luther King (vgl. Dietrich, 2008, S. 34 f.). In den späten 1950er und 1960er Jahren erreichte die Bürgerrechtsbewegung ihren Höhepunkt. Vor allem die Ereignisse von 1960 bis zum Sommer 1968 waren von besonderer Relevanz für den stillen Athleten-Protest bei den Olympischen Spielen in Mexiko.

Die Bürgerrechtsbewegung war besonders auf das Engagement und den Enthusiasmus junger US-Amerikaner und US-Amerikanerinnen angewiesen, die einen gesellschaftlichen Bruch bewirken wollten. Unter anderem kam es 1960 durch vier College Studenten zu einem gewaltfreien Protest gegen die Jim Crow Laws in der Form eines Sitzstreiks. Dieser

²⁷ Siehe Kapitel 2.1.2. „Weiße und *Farbige“: Alter Rassismus und postkoloniale Auswirkungen in den USA

²⁸ Die Gleichberechtigung bezog sich hierbei lediglich auf die „Hautfarbe“ und nicht auf das Geschlecht.

²⁹ Siehe Kapitel 3.1. Afroamerikanische Sportler und Sportlerinnen 1865 - 1968: Von der Segregation zu vermeintlichen Gleichberechtigung

wurde in zahlreichen Städten der USA nachgeahmt und erreichte so nationale Aufmerksamkeit (vgl. Clayton, 2018, S. 455 f.). Die Widerstandshandlungen wurden zunehmend organisierter. Die Bürgerrechtsbewegung gewann stetig an Größe und mit ihr wuchs auch die Popularität von Martin Luther King.

Während die USA im Zuge des Kalten Krieges internationale Freiheitskämpfe propagierten, hielt sich im eigenen Land ein System des strukturellen Rassismus. Doch 1963 konnte die Situation vom zwei Jahre zuvor gewählten Präsidenten nicht länger ignoriert werden und im Zuge eine Fernsehansprache kündigte er ein revolutionierendes Bürgerrechtsgesetz mit dem Ziel, die Rassentrennung in der USA aufzuheben, an. Des Weiteren wurde die Integration in Bildungseinrichtungen und eine Verbesserung der wirtschaftlichen Situation von Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen versprochen. Um sicher zu gehen, dass der Kongress der Gesetzesverabschiedung und somit einer gesamtheitlichen Lösung zustimmen würde, kam es am 28. August 1963 kam zum Protestmarsch auf Washington (vgl. Moosbrugger, 2004, S. 97 ff.). Dieser markierte den Höhepunkt der Karriere Martin Luther Kings und den Wendepunkt im Kampf um die Gleichberechtigung. Ziel war es dabei, nicht lediglich Afroamerikaner und Afroamerikanerinnen anzusprechen, sondern so viele US-Amerikaner und US-Amerikanerinnen wie möglich für die friedliche Demonstration zu mobilisieren und dadurch neue Dimensionen zu erreichen.

Einige US-Sender übertrugen Protestaktion, die mit der berühmte „I have a dream“ Rede von Martin Luther King endete (vgl. Dietrich, 2018, 56 ff.).

And when this happens, when we allow freedom [to] ring, when we let it ring from every village and every hamlet, from every state and every city, we will be able to speed up that day when all of God's children, black men and white men, Jews and Gentiles, Protestants and Catholics, will be able to join hands and sing in the words of the old Negro spiritual: Free at last! Free at last! Thank God Almighty, we are free at last! (Martin Luther King zitiert in Sundquist , 2009, S. 96)

Hunderttausende Menschen bejubelten die Reden Kings und anderer führender Persönlichkeiten des „Civil Right Movements“. Mehr US-Amerikaner und US-Amerikanerinnen denn je unterstützten fortan die Bürgerrechtsbewegung, deren Identifikationsperson nun endgültig King war. Allerdings wurde das Land in den Monaten unmittelbar danach von einer Welle der Gewalt überrollt. Im November 1963 wurde der Präsident John F. Kennedy ermordet. Im Folgejahr kam es zu zahlreichen Bombenanschlägen, Brandstiftungen und Lynchmorden. Trotzdem kam es 1964, aufgrund der Ermordung Kennedys, verspätet durch Lyndon B. Johnson zur Verabschiedung des umfassendsten „Civil Rights Acts“ der Geschichte der USA, wofür Martin Luther King im Dezember 1964 den Friedensnobelpreis erhielt (vgl. Dietrich, 2008, S. 67). Fortan war die Segregation in Schulen, Krankenhäusern und öffentlichen Sphären verboten. Allerdings darf die zu Papier gebrachte Gleichstellung keines Falls mit der vollen gesellschaftlichen Akzeptanz dieser verwechselt werden.

Nach und nach kam es zum Zerfall³⁰ bzw. zur Aufspaltung der Bewegung. Nachdem die Gewalt, mit denen afroamerikanische Männer, Frauen und Kinder bzw. auch Bürgerrechtsaktivisten und Bürgerrechtsaktivistinnen konfrontiert wurde, zunahm, spaltete sich die Bewegung auch zunehmend in radikalere Gruppierungen, die nicht länger den gewaltlosen Widerstand befürworteten. In diesem Zusammenhang kommt es vermehrt zu der Verwendung des Begriffs „Black Power“.

4.1.1. Black Power

Der „Black Power“ Begriff bzw. das „Black Power Movement“ beschreibt im Grunde jene politischen Ideologien, die, vor allem während der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, von afroamerikanischen Organisationen gelebt wurden. Oft wird dabei auch ein Zusammenhang mit Malcolm X hergestellt. Während Martin Luther King den Weg des gewaltlosen Widerstandes lehrte, entwickelte sich mit Malcolm X gewissermaßen sein radikales Pendant im Kampf für die Rechte von Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen. Im Gegensatz zu King, der für ein vollkommen integriertes Amerika marschierte, verkörperte Malcolm X den „schwarzen Nationalismus“. Malcolm X war

³⁰ Der Zerfall der erfolgreichen Widerstandsbewegung entspricht somit auch den Theorien zum Ablauf einer Protestbewegung nach Luhmann (1991) bzw. Virgil (2011). Siehe Kapitel 2.3. Protest, Widerstand, Protestbewegung.

zunächst Mitglied und Prediger der „Nation of Islam“. Im Zuge seiner US-Touren eröffnete er zahlreiche Moscheen (vgl. Farrington et al., 2012, S. 76).

You'll get freedom by letting your enemy know that you'll do anything to get your freedom; then you'll get it. It's the only way you'll get it. When you get that kind of attitude, they'll label you as a "crazy Negro," or they'll call you a "crazy nigger"—they don't say Negro. Or they'll call you an extremist or a subversive, or seditious, or a red or a radical. But when you stay radical long enough and get enough people to be like you, you'll get your freedom (Malcolm X 1964, zitiert in Zirin, 2008, S. 136).

Malcolm X wusste zu sprechen, zu begeistern und für „Black Power“ zu rekrutieren. Wie zuvor beschrieben, schaffte er es mit der Box-Ikone Muhammad Ali, der außergewöhnlich großes mediales Interesse mit sich brachte, einen Sportstar für die Nation of Islam zu gewinnen. Nur wenig später verließ Malcolm X die religiöse Organisation von der er 1965 ermordet wurde (vgl. Early, 2006, S. 270). Mit dem Tod des Aktivisten wurde der Begriff „Black Power“ vor allem durch die „Black Panther Party for Self-Defense“ aufgegriffen. Eine radikale Gruppierung, die 1966 gegründet wurde, um unter anderem, das Ideengut des Malcolm X umzusetzen. Der schwarze Panther wurde von der Organisation „Student Non-violent Coordinating Committee“ (SNCC) übernommen. Bereits die SNCC hatte Muhammad Ali und dessen Slogan „We are the greatest“ im Kampf gegen den Rassismus verwendet (vgl. Zirin, 2008, S.139). Vor allem durch radikale Gruppierungen erhielt die Black-Power-Ideologie ihre gewaltbereite und schwarz-nationalistische Konnotation.

Aber auch Martin Luther King griff den Slogan oder vielmehr das Konzept von „Black Power“ in seinen Reden auf und versuchte es für den gewaltfreien Widerstand zu berichtigen: „Let us be dissatisfied until that day when nobody will shout „White Power!“ – when nobody will shout „Black Power!“ – but everybody will talk about God's power and human power“ (zitiert in Miedler, 2010, S. 399).

Wenngleich „Black Power“ zeitgleich quasi eine eigenständige Bewegung, ein Konzept oder oftmals lediglich einen Slogan beschreibt, so verkörpert die Grundidee immer, „schwarzes Vermögen“ zu demonstrieren und dieses im antirassistischen Widerstand offen

und nach außen zu leben. Hamilton und Ture (vgl. 1992, S. 46) beschreiben „Black Power“ unter anderem mit „black consciousness“, also einem schwarzen Bewusstsein, welches die Grundlage für politische Stärke darstellt. Um dieses Bewusstsein zu erlangen, müssen Afroamerikaner und Afroamerikanerinnen durch gemeinsames Handeln eine Eigenidentität und Selbstbestimmung schaffen. Es muss eine Basis kreiert werden von der ausgehend die Unterdrückung bekämpft werden kann (vgl. Hamilton & True, 1992, S. 46).

4.1.2. The Revolt of the Black Athlete

Werden die einzelnen Protestbewegungen des „Civil Rights Movements“ der 1960er Jahre betrachtet – egal ob unter „schwarzer“ oder/und „weißer“ Beteiligung – so geht daraus hervor, dass Studenten und Studentinnen bzw. oftmals eine aktive und wichtige Rolle spielten. Die Bürgerrechtsbewegung vermischte sich zunehmend mit Friedens- bzw. Anti-Vietnamkriegsbewegungen, deren Demonstrationen oft auch an Universitäten abgehalten wurden. Aufgrund einer besseren Organisation und radikaleren Handlungsweisen konnte durch Studentenbewegungen der 1960er Jahre auch zunehmend mehr direkter Druck auf Hochschulleitungen ausgeübt werden. Insbesondere wurden nicht zuletzt aufgrund der wachsenden „black consciousness“ Forderungen bezüglich der Förderung und Unterstützung afroamerikanischer Studierender bzw. eine Diversifikation der vorwiegend weißen Instituts-Mitarbeiter und -Mitarbeiterinnen gefordert (vgl. Wiggins, 1991, S. 172 f.)

Einer Gruppe, der in dieser Hinsicht eine entscheidende Rolle zukam, waren afroamerikanische College Athleten und Athletinnen. Wegen ihrer „Sonderstellung“ war es auch „nicht-weißen“ Sportlern und Sportlerinnen gelungen, weiß-dominierte Universitäten zu besuchen. Die rassistischen Bedingungen, die diese universitären Umstände jedoch mit sich brachten, verdeutlicht unter anderem das Beispiel des Jesse Owens³¹. Afroamerikanische Athleten und Athletinnen dienten als Katalysatoren im Kampf gegen rassistische Diskriminierung an Universitäten in den USA. Vor allem die Ausbeutung und Stereotypisierung der schwarzen Studierenden als rein-sportliche Leistungsträger wurde dabei angeprangert (vgl. Wiggins, 1991, S. 173). Eine Schlüsselfigur in dieser Hinsicht sollte Harry Edwards werden. Edwards war Gastprofessor für Soziologie an der „University of California“ und hatte selbst die rassistische Realität

³¹ Siehe Kapitel 3.2.1.

des Sportstipendiums eines afroamerikanischen College-Leistungssportlers durchlebt. Er und weitere, hauptsächlich afroamerikanische Athleten und Athletinnen erkannten in den späten 1960er Jahren die Möglichkeit, Sport als Plattform für den Protest zu nutzen. Edwards vertrat auch die Meinung, dass Sport die einzige Sphäre darstellte, in der Schwarze ein politisches Druckmittel in der Hand hätten. Um Veränderungen hinsichtlich diskriminierender Behandlung an der San Jose State Universität zu erwirken, organisierte Edwards und die „United Black Students Association“ einen erfolgreichen Protest, was dazu führte, dass das Eröffnungsspiel des San Jose State Football Teams abgesagt wurde. Weitere Proteste sollten folgen. Die Widerstandshandlungen sorgten für nationales Aufsehen und einige weitere afroamerikanische College Athleten und Athletinnen wurden ermutigt, sich der Bürgerrechtsbewegung anzuschließen und auch ihren Trainern zu widersagen. Als direkte Konsequenz wurden einige Sportler und Sportlerinnen aus den jeweiligen Teams verbannt. Doch das Schwert war zweischneidig: Die Trainer verloren, für den Erfolg wichtige potentielle Leistungsträger und Leistungsträgerinnen; die sportlichen Aktivisten und Aktivistinnen opferten im Gegenzug sowohl ihre Ausbildung als auch ihre sportliche Karriere (vgl. Wiggins, 1991, S. 173; vgl. Hartmann, 1996, S. 552; vgl. Peterson, 2016, S. 332 f.).

Nichts desto weniger wurde durch Edwards im November 1967 offiziell das „Olympic Project for Human Rights“ (OPHR) ins Leben gerufen.

4.1.2.1. Olympic Project for Human Rights

Das OPHR war eine afroamerikanische Protestbewegung, bestehend aus knapp 200 Athleten und Athletinnen, mit dem erklärten Ziel, die 1968er Olympischen Spiele in Mexiko City zu boykottieren. Die Idee wurde im Sommer zuvor bei der Black Power Konferenz in New Jersey geboren. Nachdem Muhammad Ali im Juni 1967 sein Boxweltmeistertitel aberkannt worden war, wurde bei der Konferenz von schwarzen Athleten und Athletinnen gefordert, eine Teilnahme an den Olympischen Spielen bzw. professionellen Boxkämpfen zu verweigern, sofern Alis Titel nicht wiederhergestellt werden würde (vgl. Hartmann, 1996, S. 552).

Zunächst waren die Ziele des OPHR jedoch weniger explizit und orientieren sich an den generellen Ungerechtigkeiten, die Afroamerikaner und Afroamerikanerinnen in den USA zu dieser Zeit erfahren mussten. Nachdem die erboste Medienberichterstattung für ein Ausmaß an Aufmerksamkeit sorgte, das vom OPHR erhofft wurde, kam es am 14.

Dezember 1967 im Beisein von Martin Luther King zu einer Pressekonferenz Edwards, in der nun einige explizite Forderungen gestellt wurden:

- Die Absetzung des amerikanischen IOC-Präsidenten Avery Brundage.³²
- Den Ausschluss der Apartheid-Nationen Südafrika und Südrhodesien von sämtlichen internationalen Sportereignissen.
- Die Aufnahme von afroamerikanischen Trainern in das Olympische Komitee der USA.
- Die totale Desegregation des New York Athletic Clubs.
- Die Wiederherstellung des Weltmeistertitels von Muhammad Ali sowie die Rückgabe seiner Boxlizenz (vgl. Hartmann, 1996, S. 553).

Zwar waren einige der Forderungen äußerst unrealistisch, jedoch erreichte das OPHR dadurch nationale Aufmerksamkeit und konnte einerseits Athleten und Athletinnen rekrutieren und andererseits auf die andauernden Missstände im Sport und der gesamten amerikanischen Gesellschaft hinweisen. Der Civil Rights Act von 1964 und der Voting Rights Act von 1965 hatten zwar eine dauerhafte Besserung für Afroamerikaner und Afroamerikanerinnen in den USA angedeutet, jedoch hielten sich viele rassistische Gewohnheiten und Vorschriften nach wie vor. Ende der 1960er Jahre kam es zu einer Art Desillusionierung der Bevölkerung und am 4. April 1968 wurde mit Martin Luther King ein prominenter Unterstützer des OPHR durch einen weißen Gehwehrsützen ermordet. Die sozialen Unruhen in den USA kamen nicht zur Ruhe (vgl. Peterson, 2016, S. 332 ff.).

Anfang Juni des Olympia Jahres wurde jedoch klar, dass zu wenige afroamerikanische Olympioniken und Olympionikinnen für einen totalen Boykott der Spiele gewonnen werden konnten. Dies wurde zunächst geheim gehalten und erst bei der Black Power-Konferenz Ende August, also weniger als zwei Monate vor Beginn der Spiele in Mexiko, bekannt gegeben. Trotzdem versprach Edwards einen „geringeren“ Protest (vgl. Hartmann, 1996, S. 553 f.; vgl. Peterson, 2016, S. 332 ff.).

³² Avery Brundage galt als Antisemit und Rassist. Er befürwortete 1936 ein Antreten des US-amerikanischen Teams bei den Olympischen Spielen in Berlin. Einen Boykott der Olympischen Spiele lehnte er trotz Hitlers Machtergreifung vehement ab (vgl. Zirin, 2008, S. 76 f.).

An den ersten Wettkampftagen bei den Olympischen Spielen in Mexiko City kam es zu mehreren kleinen Protestaktionen durch afroamerikanische Sportler und Sportlerinnen des US-amerikanischen Teams. Einige wenige Athleten und Athletinnen trugen symbolische schwarze Socken in ihren Vorläufen und Jimmy Hines weigerte sich nach dem Gewinn seiner Goldmedaille im 100m Sprint die Hand des IOC Präsidenten Avery Brundage zu schütteln. Sämtliche dieser Vorfälle wurde von offizieller Seite, aber auch von den Medien bagatellisiert. Doch der vierte Tag der Spiele sollte Ereignisse mit sich bringen, die international für Schlagzeilen sorgen würden (vgl. Hartmann, 1996, S. 554).

4.2. DER „BLACK POWER SALUTE“ - TOMMIE SMITH, JOHN CARLOS & PETER NORMAN

Am Abend des 16. Oktobers 1968 gewann der afroamerikanische US-Sprinter Tommie Smith in 19.8 Sekunden das 200m Finale der Herren und konnte einen neuen Weltrekord aufstellen. Die 20 Sekunden Mauer war durchbrochen. Der Australier Peter Norman wurde zweiter, gefolgt von Smiths Landsmann John Carlos. Der Sieg des US-Amerikaners bedeutete den ersten Triumph eines Mitglieds des OPHR (vgl. Peterson, 2016, S. 332 ff.). 50 Jahre später schreibt die deutsche Wochenzeitung „Die Zeit“: „Was Tommie Smith und John Carlos wenig später tun, wird millionenfach in Zeitungen und Magazinen, auf Postkarten und Poster, T-Shirts und Tassen gedruckt werden. Es wird ungezählten Menschen Mut machen. Und es wird die beiden Athleten für immer verbinden.“ (Hommerich, 2018, S. 20)

Noch bevor die drei Sprinter zur Medaillen-Zeremonie kamen, zogen die beiden Afroamerikaner ihre Schuhe aus und rollten ihre lange Trainingsanzuge-Hose so weit hoch, dass ihre schwarzen Socken zu sehen waren. Die schwarzen Männer trugen einen schwarzen Schal und eine Kette. Alle drei, auch der weiße australische Silbermedaillengewinner Peter Norman, hatten einen weißen OPHR Button an ihre Brust angesteckt. Tommie Smith trug einen schwarzen Handschuh auf der rechten Hand, John Carlos einen auf der linken. Was folgte, führte zu einem der bemerkenswertesten Bildern des Sports im 20. Jahrhundert:

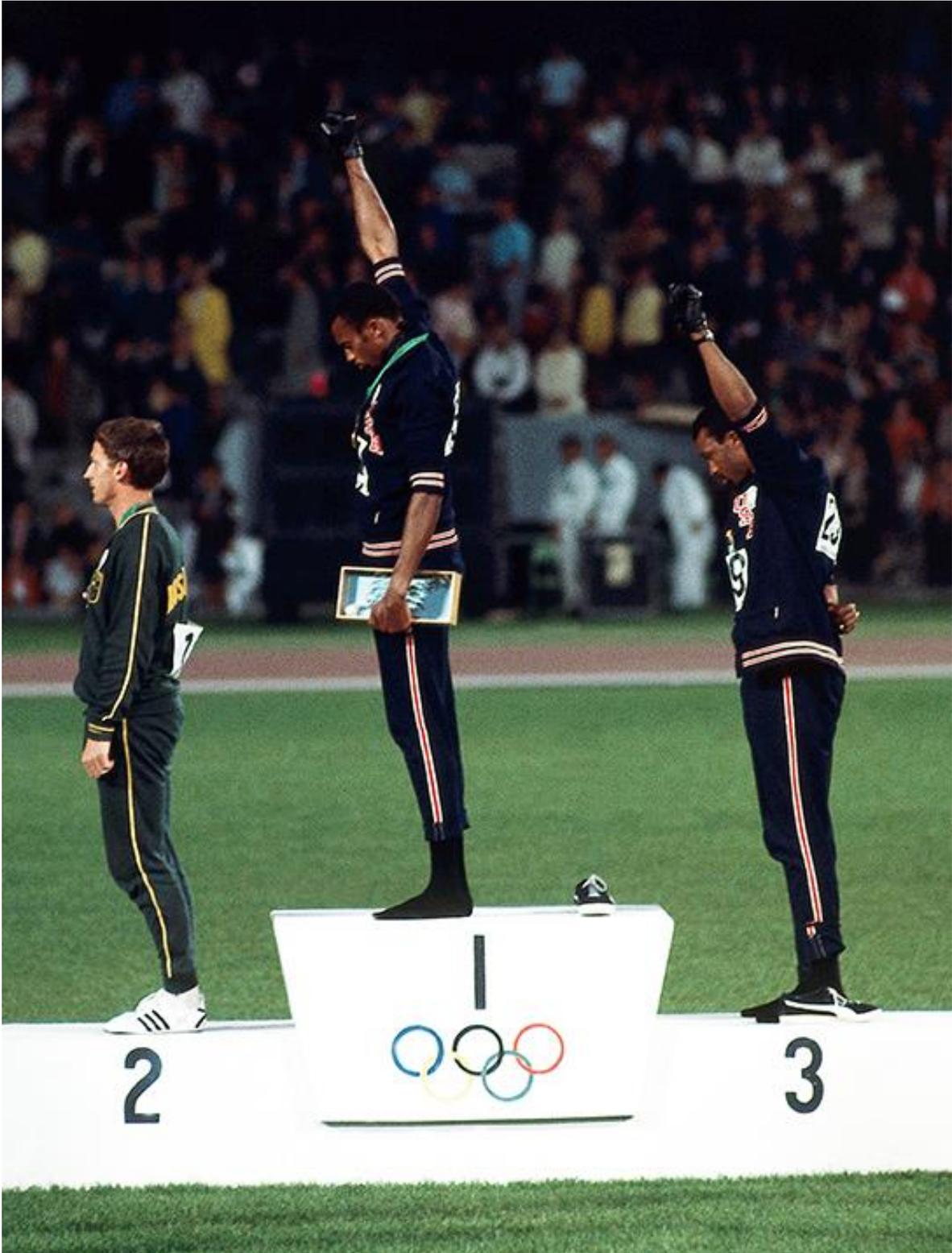


Abbildung 7: Der Black Power Salute. (v.l.n.r.) Peter Normann, Tommie Smith, John Carlos.
Quelle: Leifer (1968).

Während die amerikanische Hymne „The Star-Spangled Banner“ erschallte und die drei Athleten auf dem Siegerpodest standen, senkten die beiden US-Amerikaner den Kopf, blickten zu Boden und streckten ihre, mit den schwarzen Handschuhen überzogenen, Fäuste in die Luft (vgl. Peterson, 2016, 335; vgl. Die Hommerich, 2018, S. 20; vgl. Layden, 2018, S. 78).

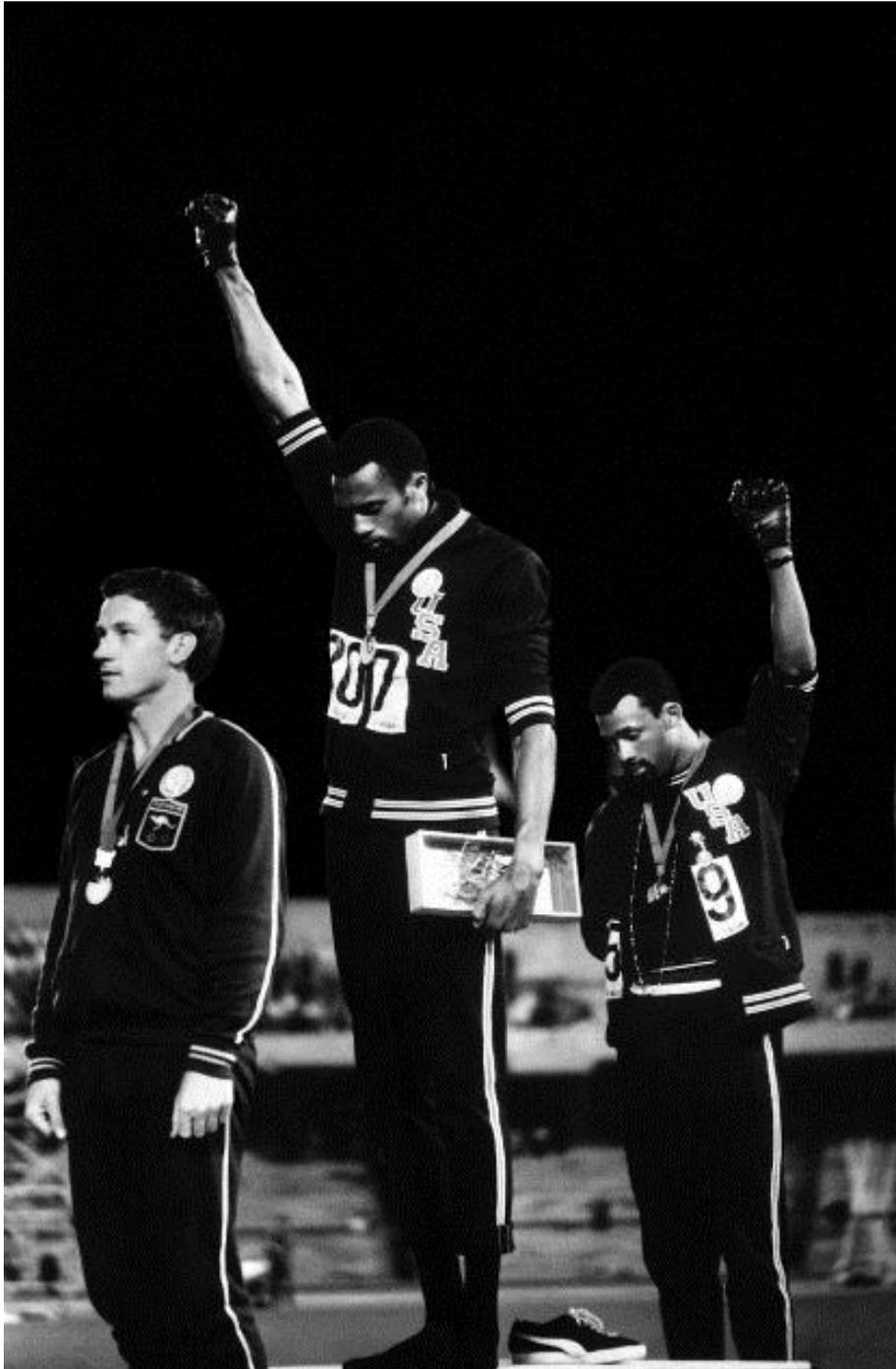


Abbildung 8: Das Foto von John Dominis wurde in unzähligen Zeitungen abgebildet.
Quelle: Dominis (1968).

„I wore a black right-hand glove and Carlos wore the left-hand glove of the same pair. My raised right hand stood for the power in black America. Carlo's raised left hand stood for the unity of black America. Together they formed an arch of unity and power. The black socks with no shoes stood for black poverty in racist America. The totality of our effort was the regaining of black dignity“ (Tommie Smith zitiert in Edwards, 1969, S. 104).

Innerhalb der nächsten Tage erschien das kontroverse Bild auf der Titelseite zahlreicher Printmedien der USA und anderer Länder weltweit. Smith und Carlos und Norman war es gelungen, einen sozialpolitischen Weckruf in der Form eines stillen Protests in eine olympische Medaillen-Zeremonie „einzuschleusen“ – eine Sphäre, die ansonsten ausschließlich der politischen Inszenierung und Repräsentation einer kollektiven nationalen Identität gilt (vgl. Hartmann, 1996, S. 550 f.). Auch wenn der Protest als „Black Power Salute“ in die Geschichte eingehen sollte, so war es in keiner Weise eine gewalttätige Aktion im Namen des „schwarzen Nationalismus“, sondern ein friedliches Aufmerksammachen für die Rechte der Menschen. Die beiden Sprinter beteuerten auch, dass ihre Geste nichts mit den radikalen Black Panthers oder dem gewaltbereiten Bereich des Black Power Movements zu tun hatte (vgl. Murphy, 2008, S. 85). Dies wurde nicht zuletzt durch das Mitwirken des weißen Peter Normans unterstrichen, der einen OPHR-Button trug, weil auch er das Menschenrechtsprojekt unterstützen wollte (vgl. Peterson, 2016, S. 348). Diese öffentliche Widerstandshandlung im Beisein der amerikanischen Fahne und unter der Beschallung der US-amerikanischen Hymne repräsentiert die Äußerung der Unzufriedenheit gegenüber der eigenen Nation mit dem Ziel einen sozialen Wandel einzufordern oder diesen sogar herbeizuführen (vgl. Luhmann, 1991, S. 135 f.).



Abbildung 9: OPHR-Button - ein Anstecker für die Menschenrechte.
Quelle: Gazzaniga (2015).

Wohingegen heimische Zeitungen und Magazine die Handlungen der beiden bzw. der drei Athleten und die Missbilligung nationaler Symbole, großteils zutiefst verurteilten, kam es außerhalb der USA durchwegs auch zu unterstützenden Berichterstattungen und heroischen Darstellungen der Athleten³³ (vgl. Peterson, 2016, S. 339 ff.). Peterson (vgl. 2016, S. 350) zieht aus seiner Analyse der medialen Berichterstattungen des außergewöhnlichen Ereignisses jedoch den Schluss, dass der Großteil der Journalisten die Handlungen der Sportler verurteilten und es verabsäumten, das politische Statement im größeren Zusammenhang zu sehen und zu verstehen. Er kritisiert weiter, dass die Legitimität der OPHR-Forderungen in den Medien weitestgehend ignoriert wurden und emotionaler bzw. subjektiver Journalismus die Aussage der Sprinter zu entkräften versuchte. Selbst Jesse Owens riet der Presse, den Protest zu ignorieren (vgl. Peterson, 2016, S. 341).

³³ Für eine detaillierte Exemplifizierung und Analyse der medialen Berichterstattung siehe Peterson, 2016, 332-356.

4.3. KONSEQUENZEN UND AUSWIRKUNGEN DES ATHLETENPROTESTS

Trotz der großen negativen medialen Rezeption der Protesthandlungen der Athleten, oder vielleicht auch gerade eben deshalb, hatte der stille Protest ungeheure Auswirkungen und eine enorme Reichweite. Einerseits setzten die Athleten ein Zeichen für die Menschenrechte und konnten dadurch tausende Menschen inspirieren. Andererseits wurde ihnen Verachtung, Hass und Erniedrigung entgegengebracht. So wie von Spitaler (2009a, S. 70) beschrieben, kam es aufgrund der Politisierung der vermeintlich unpolitischen Sphäre auch zu erheblichen Sympathieeinbußen in der Heimat. Im Nachstehenden soll sowohl auf die persönlichen Konsequenzen, als auch auf die Auswirkungen auf den sozialpolitischen Diskurs in den USA eingegangen werden.

4.3.1. Persönliche Konsequenzen: Von Verstoßenen zu Helden

Die von den Athleten getragenen und somit direkten Konsequenzen waren tiefgehend. Nachdem Avery Brundage dem Olympische Komitee der USA ein Ultimatum gestellt und ihnen mit dem Ausschluss des gesamten Teams der USA gedroht hatte, wurden Smith und Carlos umgehend vom Olympischen Team suspendiert und mussten binnen 48 Stunden das Olympische Dorf und Mexiko verlassen. Den beiden US-amerikanischen Sprintern wurden auch die Gold- bzw. die Bronze-Medaillen entzogen. Sämtliche andere Sportler und Sportlerinnen wurden vor Nachahmungsaktionen gewarnt (vgl. Edwards, 1969, S. 104; vgl. O'Bonsawin, 2015; S. 204).

Nachdem Carlos und Smith in die USA zurückgekehrt waren, erhielten sie unzählige Hassbriefe und Morddrohungen. Teilweise wurden sogar ihre Familienmitglieder von Rassisten und weißen Suprematisten bedroht. Von vielen US-Amerikanern und Amerikanerinnen wurde das politische Outing während der Medaillen-Zeremonie als Angriff auf die emotional besetzte nationale Symbolik bzw. auf die amerikanische Identität und das Land selbst gesehen. Ihre Briefkästen wurden mit toten Tieren und Exkrementen gefüllt. Häuser ihrer Verwandten wurden Ziele des rassistisch motivierten Vandalismus (vgl. Layden, 2018, S. 82).

Die, durch das amerikanische Olympische Komitee verhängte Sperre auf Lebenszeit war gefolgt von Jahren des wirtschaftlichen Überlebenskampfes. Beide litten in Armut unter den Folgen ihrer Überzeugungstat – Smith einige Jahre, Carlos über drei Jahrzehnte lang. Die weiteren sportlichen Karrieren der beiden afroamerikanischen Aktivisten waren kurz. Beide versuchten es als Footballspieler in der National Football League, doch lediglich Smith schaffte es für kurze Zeit, für die Cincinnati Bengals aufzulaufen. Außersportliche Arbeit war für die stigmatisierten Aktivisten nur schwer zu finden. Carlos arbeitete hauptsächlich in Hilfsarbeiter-Jobs, um seine Familie zu ernähren. Der durch die öffentliche Ächtung und Bedrohung entstandene Druck machte auch vor Familienmitgliedern nicht Halt. Seine Frau nahm sich 1977 das Leben. Der Sprinter selbst hatte aufgrund von Drogenvergehen mit dem Gesetz Probleme. Erst 1984 erhielt Carlos einen Job als Leichtathletik Trainer und Mentor an der Palm Springs High School (vgl. Layden, 2018, S. 82; vgl. Davis, 2008; vgl. Datler, 2018, S. 47).

Der „besser“ schulisch-ausgebildete Tommie Smith konnte den Hass besser wegstecken als sein Weggefährte und schaffte einen Bachelor-Abschluss in Sozialwissenschaften an der San Jose State Universität und anschließend seinen Master in Soziologie. 1972 wurde er einer von insgesamt drei Schwarzen Trainer am Oberlin College. Einige Jahre später arbeitete er dann als Leichtathletiktrainer und Professor am Santa Monica College (vgl. Layden, 2018, S. 83; vgl. Davis, 2008).

Obwohl Peter Norman nicht von den Olympischen Spielen ausgeschlossen wurde und seine Silbermedaille behalten konnte, so war seine zu tragende Last nicht weniger erdrückend als jene von Carlos und Smith, nachdem er in das – ebenfalls von rassistischen Spannungen erfüllte – Australien zurückkehrte. Norman, der seinen OPHR-Button selbst vom US-Ruder Team eingefordert hatte, wurde trotz mehrfacher Qualifikation nie wieder im Australischen Olympischen Team mitberücksichtigt. Selbst zu den Olympischen Spielen im heimischen Sydney wurde der erfolgreichste männliche australische Sprinter der Geschichte nicht geladen. Als er 2006 verstarb, wurde er von Tommie Smith und John Carlos zu Grabe getragen. (vgl. O'Bonsawin, 2015, S. 204 f. ; vgl. Datler, 2018, S. 46 f.; vgl. Montague, 2012).

Erst zahlreiche Jahre später wurden die drei stigmatisierten Männer für ihren Mut, ihre Courage und letzten Endes ihren stillen Protest 1968 offiziell gewürdigt. 37 Jahre später

wurde auf dem San Jose State Universitätscampus eine Skulptur mit dem Siegerpodest und der überlebensgroßen Abbildung von Carlos und Smith aufgestellt. Normans Platz blieb frei, um jedem eine Chance zu geben in Solidarität mit den Athleten und der Bewegung zu stehen. Im Jahr 2018 erhielt Tommie Smith den Dresdner Friedenpreis und Peter Norman wurde vom australischen Olympischen Komitee posthum mit dem „Order of Merit“ geehrt (vgl. Datler, 2018, S. 47; vgl. Hommerich, 2018, S. 20).

Die Überzeugung der drei Athleten stand den zu erwartenden harschen persönlichen Konsequenzen gegenüber. Peter Norman erklärte die Wichtigkeit der Protestaktion wie folgt: "I won a silver medal [...] [b]ut really, I ended up running the fastest race of my life to become part of something that transcended the Games." (Norman zitiert in Wise, 2000)

Die drei Männer hatten ihr gesamtes Leben dem Sport gewidmet, doch auch dieser wurde schlussendlich dem Verantwortungsbewusstsein und ihrer Überzeugung untergeordnet.

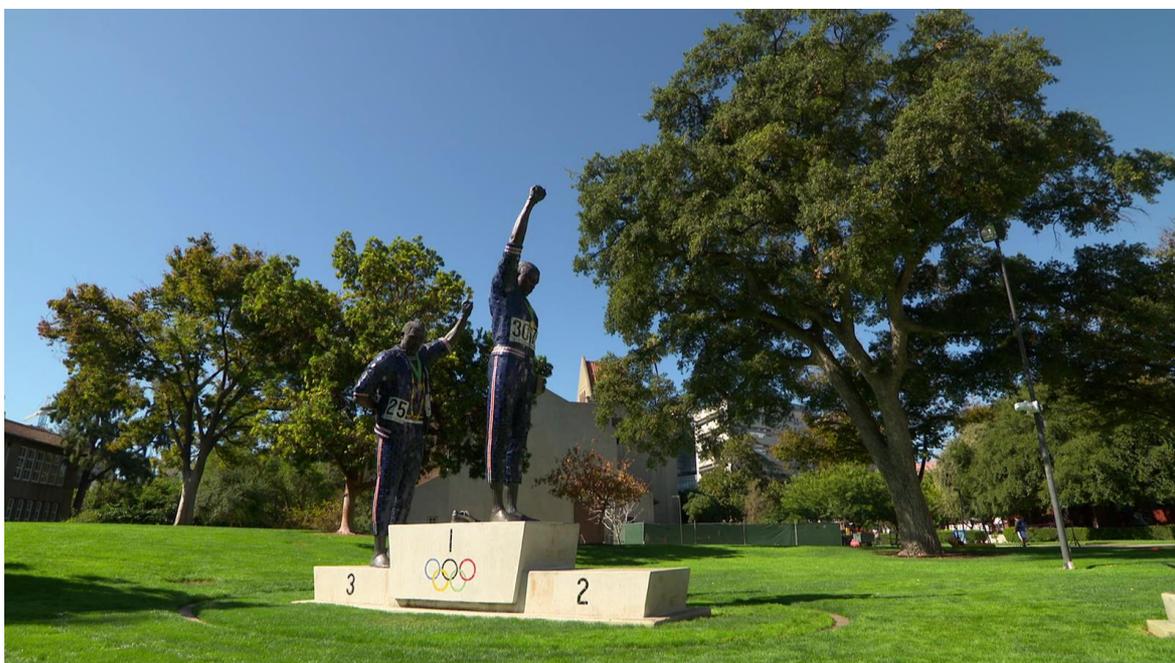


Abbildung 10: Die Gedenkstatue am Universitätscampus der San Jose State. Normans Platz bleibt frei. Quelle: Sportschau (2018).

Im nächsten Unterkapitel soll nun darauf eingegangen werden, welche Auswirkungen der mutige sportliche Initialprotest auf den sozialpolitischen Diskurs in den USA nahm bzw. erläutert werden, welche Bedeutung die bis dato im Sport ungesehenen Aktion für andere Athleten und Athletinnen hatte und inwiefern nachfolgende Proteste bei den Olympischen Spielen in Mexiko 1968 dadurch inspiriert und beeinflusst wurden.

4.3.2. Auswirkung der Athletenproteste

4.3.2.1. Bedeutung für unmittelbar nachfolgende Proteste von Athleten und Athletinnen

Die zuvor erwähnte negative Berichterstattung seitens US-amerikanischer Medien sorgte zunächst dafür, dass die Handlungen von Carlos und Smith möglichst nahe mit dem radikal-dargestellten „Black Power“-Begriff verwoben und auch so in der Heimat wahrgenommen wurden – eine Konnotation, die sich bis heute halten sollte. Die Nutzung des entpolitisierten Sports für ein sozialpolitisches Anliegen war ein Tabubruch und kam einem Angriff aufs Vaterland gleich. Anstatt nachfolgende Leistungen von anderen Sportlern und Sportlerinnen der USA zu würdigen, wurde in den Tagen nach der Protestaktion immer wieder eine Verbindung zu den politischen Widerstandshandlungen gesucht. Die einseitigen Berichte bewirkten, dass aufgrund der zwei „selbstsüchtigen“ Sportler lediglich über die politische Aktion berichtet wurde. Die Ironie dieser Tatsache beschreibt die komplexe und kontroverse Situation, welche die heimische Medienwelt zu überfordern schien (vgl. Bass, 2002, S. 263).

Die harsche Reaktion des Olympischen Komitees, für welche auch Avery Brundage international stark in Kritik geriet, resultierte trotz der ausgesprochenen Abmahnung vor Nachahmer-Handlungen in einigen Gegenreaktionen. Es kam sogar zu kleineren Protestaktionen von Athleten und Athletinnen, die zuvor nicht Bestandteil des OPHR waren. So drohten auch einige weiße US-amerikanische Olympioniken und Olympionikinnen vor dem offiziellen Ende der Olympischen Spiele, also auch vor der Schlusszeremonie, die Heimreise anzutreten. Aus Angst davor, dass die USA abermals international blamiert werden würden, wurden in der Abschlussparade pro Nation lediglich sechs Athleten bzw. Athletinnen zugelassen (vgl. Edwards, 1969, S. 104 f.). Die beiden afroamerikanischen Weitspringer Bob Beamon und Ralph Boston gewannen Gold bzw. Bronze. Bei der Medaillenzeremonie hatte Beamon, wie auch schon Smith und Carlos, seine Trainingshose nach oben gekrempelt, wodurch die schwarzen Socken freigelegt wurden. Sein Kollege Boston übernahm die Bronzemedaille barfuß. Letztere konfrontierte auch das Olympische Komitee der USA direkt und forderte nach dem Protest am Siegespodest ebenfalls seine vorzeitige Heimreise (vgl. Edwards, 1969, S. 105; vgl. Bass, 2002, S. 264). Doch die Aktion wurde vom USOC als weniger gravierend als der

Initialprotest eingestuft und heruntergespielt. In den Medien wurden die Leistungen als „Wiederherstellung“ des amerikanischen Kampfgeistes gefeiert. Trotz der Unterstützung des „Black Power Salutes“ durch Teammitglieder, wurden Smith und Carlos als von Eigeninteresse getriebene Einzeltäter dargestellt, anstatt als Repräsentanten eines protestierenden Kollektivs (vgl. Bass, 2002, S. 263).

Das 400m Finale der Herren konnte in eindrucksvoller Manier von drei afroamerikanischen Sprintern der USA gewonnen werden. Der Sieger Lee Evans war ein Kollege von Smith und Carlos am San Jose State College und von Beginn an Teil der Revolte bzw. des OPHR gewesen. Er und seine Teamkollegen Larry James und Ron Freeman trugen alle ein schwarzes Barett – Erkennungssymbol der Black Panthers – und stiegen mit erhobenen, wenn auch nackten, Fäusten auf das Siegespodest. Doch bevor die Hymne gespielt wurde, nahmen sie die schwarzen Kopfbedeckungen wieder ab. Die Verbindung zu den Black Panthers wurden negiert und das USOC befand das Verhalten bei der die Medaillenzeremonie als angemessen (vgl. Bass, 2002, S. 264 f.; vgl. Layden, 2018, S. 82). Der OPHR Begründer Harry Edwards schreibt, dass Evans durch den „Kompromissprotest“ versucht hätte, sowohl seinen Olympischen Erfolg im Namen der USA auszuschöpfen, aber zeitgleich auch den Respekt seiner afroamerikanischen Gefolgsleute nicht zu verlieren: „[...] he attempted to stand up and be counted on both sides of the fence at once. And, because this is a struggle for black survival in which there is no middle ground, he failed on both accounts [...] (Edwards, 1969, S. 105).

In ihrem Olympia-Abschlussbericht versuchte Sports Illustrated die beiden suspendierten Aktivisten vor der gesamten USA, aber auch vor ihren Team-Kollegen und Kolleginnen ins schlechte Licht zu rücken und schrieb in der Ausgabe vom 28. Oktober 1968: „The Carlos-Smith affair took much of the play away from the Games themselves, and away from some marvelous performances.“ (vgl. Underwood, 1968, 22). Im Nachstehenden wurden die Leistungen vieler andere US-amerikanischer Athleten und Athletinnen geschildert – über die weiteren Protestaktionen wurde kaum ein Wort verloren.

4.3.2.2. Auswirkung auf den nationalen Gleichstellungs-Diskurs

Zu Beginn des OPHR wurde vor allem Rassismus und Diskriminierung im Sport als Motivation zur Rekrutierung von sportlichen Sympathisanten und Sympathisantinnen

genutzt. Allerdings wurde schnell klar, dass der geplante Boykott nicht ausschließlich die Missstände im Sport beleuchten, sondern eigentlich eher die potentielle Plattform des Sports ausschöpfen sollte, um diese für die große Bewegung und die angestrebte Rassengerechtigkeit zu nutzen. Hartmann (vgl. 2009, S. 190) kritisiert, dass viele Schlussfolgerungen, die aus dem Aktivismus 1968 gezogen wurden, hauptsächlich auf den Rassismus im Sport fokussiert sind. Geht es nach Hartmann, so wurde es oft verabsäumt, miteinzubeziehen, wie durch den Sport einerseits die Einteilung in *Rassen auch vorangetrieben werden kann, aber andererseits gerade durch die soziale und symbolische Kraft des Sports, die gesellschaftlichen Strukturen herausgefordert und bekämpft werden können. Das „Olympic Project for Human Rights“ verfolgte Ideen, welche die Ideale des Sports wiedergaben. Edwards und seine Schützlinge hatten den außergewöhnlichen Platz, den der Sport in der amerikanischen Kultur und Gesellschaft einnimmt, auch als diesen verstanden (vgl. Hartmann, 2009, S. 190). Hartmann erklärt in diesem Zusammenhang, dass Sport nicht nur als Reflexion bzw. Reproduktion einer Gesellschaft und derer bestehender Ideologien gesehen werden soll, sondern als „umkämpfter Bereich“ verstanden werden muss, in dem eben diese bestehenden sozialen Konstruktionen hinterfragt und herausgefordert werden können.

Ob der Protest von Carlos und Smith, und Norman – auf diesen wird als solidarischen Mit-Protestanten oft vergessen – etwas an den „Rassenverhältnissen“ in den USA verändert hat, ist nicht einfach mit einem „Ja“ oder „Nein“ zu beantworten. Eine sofortige und direkte Veränderung in der US-amerikanischen Gesellschaft kann nicht belegt werden. Allerdings beteuert Edwards, dass der von den Sprintern begonnene Weg unter keinen Umständen eine gerade Strecke direkt zur Gleichheit bzw. Gleichberechtigung als realistisches Ziel gehabt hätte (vgl. Layden, 2018, S. 82). Um diesen nichtlinearen Wandel besser verbildlichen zu können, versucht Edwards die Historie des Athleten- und Athletinnen-Aktivismus in drei³⁴ Wellen einzuteilen. Mit dem Ende der Sklaverei und dem gleichzeitigen Beginn der Rassentrennung, waren es Athleten und Athletinnen wie Jesse Owens, die für die „Legitimität“ als Afroamerikaner oder Afroamerikanerinnen kämpften, um überhaupt Sport treiben zu können. Sportler und Sportlerinnen wie etwa Jackie Robinson erkämpften den Zugang für „nicht-weiße“ US-Amerikaner und US-Amerikanerinnen und sprengten die Grenzen der sportlichen Segregation. Wohingegen die

³⁴ Auf eine zeitgenössische vierte Welle des Athleten und Athletinnen-Aktionismus wird im nachfolgenden Kapitel Bezug genommen.

ersten beiden Entwicklungen noch stark mit der Akzeptanz von weißer Vorherrschaft und Autorität einhergingen, so verkörperten Persönlichkeiten wie Muhammad Ali den Beginn der dritten Welle des Athleten und Athletinnen Aktivismus und den erklärten Kampf für Würde und Gleichberechtigung. Während Ali seine, durch den Sport gewonnene, Prominenz nutzte, um sich öffentlich, unter anderem, vom Vietnamkrieg zu distanzieren, so waren es Tommie Smith, John Carlos und Peter Norman, die den Sport als solchen nutzten, um durch politischen Aktionismus die Missstände in aller Öffentlichkeit sichtbar zu machen (vgl. Layden, 2018, S. 82).

Wird nun konkret nach einer Wirkung im Gleichstellungs- und Gleichberechtigungs-Diskurs in den USA gefragt, muss auf die damalige Lage in den USA verwiesen werden. Die Bürgerrechtsbewegung am Ende der 1960er Jahre war kaum noch mit strukturellen oder gesetzlichen Änderungen bezüglich der Rassenverhältnisse beschäftigt – diese waren zu großen Teilen in den Civil Rights Acts verschriftlicht und verabschiedet worden – sondern es galt, weiterhin auf bestehende Probleme und Ungerechtigkeiten aufmerksam zu machen und eine bessere Zukunft für nachfolgende Generationen zu garantieren (vgl. Hartmann, 1996, S. 562). Tommie Smith und John Carlos schafften es die Themen des Gleichstellungs- und Gleichberechtigungs-Diskurs in eine, als apolitisch geltende, Sphäre zu bringen und im Beisein der „heiligsten“ Symbole der USA ein Kontroverse auszulösen. Die beiden Pioniere nutzen ihre Möglichkeiten – quasi alles was sie hatten – um die sozialen Missstände zu bekämpfen und erreichten, nicht zuletzt, durch die drastische Reaktion seitens der offiziellen Obrigkeiten, dass der „Black Power Salute“ zu einem Politikum und für immer zu einem Zeichen des Widerstandes wurde. Wäre das OPHR mit seinem totalen Boykott von Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen im ersten Anlauf erfolgreich gewesen, dann wäre dies vermutlich einige olympische Spiele später kaum noch in der Erinnerung der Massen geblieben. Doch die Aktion, in der nicht „*Rasse gegen Sport“ stand, sondern eine Ideologie der Gleichheit aller Menschen das Podest des Sports nutzte, vermochte ein Bild zu kreieren, das von niemand ignoriert werden konnte. Die 50 Jahre alten Fotos, die an den Protest am 16. Oktober 1968 erinnern, erzählen die Geschichte eines Kampfes, der weder gewonnen noch verloren wurde (vgl. Hartmann, 1996, S. 562 f; vgl. Hartmann, 2009, S. 192 f.; vgl. Layden, 2018, S. 76). Wenngleich durch die Protestaktion auch nichts anderes erreicht werden konnte, als dass es nachfolgende Generationen immer an den sozialpolitischen Kampf der Gleichberechtigung erinnert und zu diesem ermutigt, so wurde dies erfüllt: Der Widerstand lebt.

„Struggles that are not victories do generate change“– Harry Edwards. (Layden 2018, S. 82)

Während anhand von Interviews, Biographien und Geschichtsbüchern die persönlichen Konsequenzen des Athletentrios relativ eindeutig nachvollzogen werden können, so ist es weniger einfach, eine Aussage bezüglich der generellen Einflussgröße des Protests zu treffen. Der sportliche Blickwinkel in der Geschichte von afroamerikanischen Athleten und Athletinnen zeigt nicht nur, dass es im und durch den Sport nach und nach zur Entkräftigung der institutionellen Rassismusstrukturen kommen konnte, aber auch dass dieser als Plattform und Verstärker für den sozialpolitischen und antirassistischen Widerstand fungieren kann. In den folgenden Kapiteln soll genau auf solche Widerstandshandlungen und Proteste auf der sportlichen Bühne eingegangen und mit dem Initialprotest bei den Olympischen Spielen in Mexiko City 1968 verglichen werden.

5. NACHFOLGENDE PROTESTE DURCH ATHLETEN UND ATHLETINNEN IM VERGLEICH

Mit der Ermordung Martin Luther Kings im April 1968 verlor das Civil Rights Movement eines ihrer prominentesten Gesichter. Einige Gesetze wurden im Zuge der Civil Rights Acts zwar verabschiedet, die gesellschaftliche Ungleichbehandlung bestand jedoch forthin. Mit dem Aufkommen von Antikriegs-Bewegungen und Frauenrechtsbewegungen kam es Mitte der 1970er Jahre auch gewissermaßen zu einem Rückgang an aktiven Unterstützern und Unterstützerinnen der Bürgerrechtsbewegung. Dieser Umstand konnte sich auch im Sportaktivismus bemerkbar machen. Obwohl es Harry Edwards Bestrebungen gewesen waren, den Aktionismus durch afroamerikanische Athleten und Athletinnen zu intensivieren, musste auch er feststellen, dass die Intensität, die Beweggründe und die Energie der „revoltierenden schwarzen Athleten und Athletinnen“ der 1960er Jahre nicht auf die 1970er Jahre übertragen werden konnten (vgl. Hartmann, 2003, S. 241).

1972 sollte es zu dem zunächst „letzten“ Athleten und Athletinnen-Protest kommen, der, zumindest kurzzeitig, für Empörung sorgte. Der Protest repräsentierte die letzten Überreste des afroamerikanischen Sport-Aktivismus.

Hartmann (2003, S. 241) beschreibt diese Umstände wie folgt:

Any remaining doubts about the decline and disappearance of a meaningful African American protest movement in and around sport were laid to rest with an incident that occurred at the 1972 Olympic Games in Munich. Its outlines were familiar – its outcomes were not.

5.1. DER VERGESSENE PROTEST: WAYNE COLLETT AND VINCE MATTHEWS IN MÜNCHEN 1972

Wie schon die neunzehnten Olympischen Sommerspiele in Mexiko City 1968, sollten auch die zwanzigsten in München 1972 weniger aufgrund sportlicher Leistungen, als viel mehr wegen der außersportlichen Vorkommnisse in Erinnerung bleiben.

Im Vorfeld war von offizieller Seite klar: Die nach Deutschland zurückkehrenden Sommerspiele sollten sich eindeutig von den „Nazi“-Spielen 1936 in Berlin unterscheiden und keines Falls mit diesen in Verbindung stehen (vgl. Large, 2012, S. 1 f.). Ein schwieriges Unterfangen im Anbetracht der Tatsache, dass in den Nachfolgen des zweiten Weltkrieges Deutschland in die „Bundesrepublik Deutschland“ und die „Deutsche Demokratische Republik“ getrennt wurde. Die Aussicht, dass Olympische Spiele während des Kalten Krieges in Westdeutschland abgehalten werden würden, führte bereits im Vorfeld zu Kontroversen. Ein Boykott der 1972er Spiele durch die Ostblock-Staaten wurde demnach nicht ausgeschlossen. Schlussendlich wurde von diesen die Chance zur Demonstration der athletischen Überlegenheit jedoch wahrgenommen (vgl. Large, 2012, S. 6).

Nur kurze Zeit bevor die Olympischen Spiele eröffnet wurden, kam es zu einer Boykott-Drohung durch afrikanische Staaten, sollte der Apartheid-Staat Rhodesien nicht ausgeschlossen werden. Kurzerhand wurde vom IOC, unter starken Einwänden des IOC-Präsidenten Avery Brundage, Rhodesien ausgeschlossen (vgl. Large, 2012, S. 6). Im deutschen Magazin „Der Spiegel“ konnten dieser Umstände nicht nachvollzogen werden. Der auch in Europa verankerte Rassismus ist kaum zu überlesen:

Aus Angst vor dem Schwarzen [sic] Mann hatten sich die Herren des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) wie nervenschwache Pokerspieler verhalten. Sie gaben den Boykottdrohungen der mit 26 Equipen gemeldeten Schwarz-Afrikaner nach und sperrten gegen den Willen ihres alternden Amateurstatus-Bewahrs Avery Brundage, 84, lieber die ordnungsgemäß eingeladenen und bereits in München und Kiel für Olympia übenden weißen und schwarzen Rhodesier aus (Der Spiegel, 28. August, 1972, S. 42).

Am 5. September 1972, also am zehnten Tag der Spiele, kam es im olympischen Dorf zu einer Geiselnahme durch eine palästinensische Terrororganisation. Alle elf israelischen Geiseln wurden ermordet, ein deutscher Polizist kam ebenfalls ums Leben. Die Münchner Spiele werden immer mit diesen Ereignissen in Verbindung stehen (vgl. Large, 2012, S. 4).

Nachdem die Spiele einen Tag ruhten, wurden sie am 7. September wiederaufgenommen. Eines der noch ausstehenden Top-Events war das 400 Meter Finale, welches unter Beteiligung der beiden afroamerikanischen Sprinter Wayne Collett und Vince Matthews stattfand. Beide waren Teamkollegen von Tommie Smith und John Carlos bei den Olympischen Spielen 1968 gewesen. Matthews war in großer Armut in New York aufgewachsen, musste sich selbst trainieren und war sich darüber im Klaren, dass der Sport in den USA nach wie vor von rassistischer Politik dominiert wurde. Er musste sich die Reise zu den Vorkämpfen selbst bezahlen und fühlte sich allgemein nicht willkommen im Team der USA. Nichtsdestotrotz gewann Matthews das Rennen vor seinem Teamkollegen Collett und dem Kenianer Julius Sang. Doch bei der Medaillenzeremonie sollte es abermals zu einem Protest kommen. Collett war barfuß, seine Schuhe hingen ihm um den Hals und er trug eine kurze Hose. Beide Männer stellten sich auf das oberste Treppchen des Podests und als die Hymne der USA erschallte, sprachen die Sprinter miteinander, spielten mit ihren Medaillen und nahmen eine „gelangweilte“ Pose ein. Noch während die Hymne gespielt wurde, kamen aus den Zuschauerrängen bereits Pfiffe und Buhrufe. Als Collett kurz die Faust nach oben streckte, erinnerte es ein bisschen an das ikonische Bild von 1968 – die Wirkung bzw. Bedeutung, auch Jahre später, sollte jedoch eine ganz andere sein (vgl. Hartmann, 2003, S. 241; vgl. Large, 2012, S. 251 ff.).

Konsequenzen und Auswirkung im Vergleich zu dem „Black Power Salute“

Wird nur die Form und das Ambiente der Widerstandshandlung betrachtet, so kann ein Einfluss durch Carlos und Smith nicht geleugnet werden. Wie auch schon die beiden US-Sprinter, wurden Collett und Matthews umgehend aus dem Olympischen Dorf verwiesen und auf Lebenszeit von den Olympischen Spielen ausgeschlossen. Nachdem das USOC³⁵ bereits zum zweiten Mal eine „widerliche Zurschaustellung“ erlaubt hätte, drohte Avery Brundage dem damaligen USOC-Präsidenten Clifford Buck mit schwerwiegenden Konsequenzen, sollte es zu einem dritten Vorfall kommen. Buck verbot den Aktivisten, begründet durch den respektlosen Umgang mit einem nationalen Symbol, jegliche Kleidungsstücke der olympischen Ausstattung des Teams der USA weiterhin zu tragen (vgl. Large, 2012, S. 253 f.).

³⁵ United States Olympic Committee

Wohingegen die persönlichen Konsequenzen besonders unmittelbar nach den Spielen jenen von Smith und Carlos ähnelten, so sind die Auswirkungen und die Bedeutung, vor allem heute, nicht auf eine Ebene mit dem Protests der 1968er Spiele zu sehen. Begründet kann dies mit dem abklingenden Sport-Aktivismus von Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen und der fehlenden Solidarität anderer Athleten und Athletinnen werden. Es kam weder zu nachahmenden Protesten, noch wurden die Sanktionen bekämpft oder im selben Ausmaß kritisiert wie vier Jahre zuvor. Konträre Aussagen Colletts bzw. Matthews bezüglich der Bedeutung des Protests steuerten weiter zu dem Misslingen bei (vgl. Large, 2012, S. 253 ff; vgl. Hartmann, 2003, S. 242 f.).

Ein letzter Punkt, der miteinbezogen werden muss, ist der gewählte Zeitpunkt der Aktion. Aufgrund der schrecklichen und tragischen Vorkommnisse, die sich zwei Tage zuvor ereignet hatten, empfanden viele Kritiker diesen Protest als respektlos und sahen ihn als Repräsentation US-amerikanischer Arroganz. Des Weiteren erreichte die Bürgerrechtsbewegung Mitte und Ende der 1960er Jahre ihren Höhepunkt. Schon alleine aufgrund des fehlenden Interesses kann deshalb der Protest von 1972 nicht mit der Tragkraft und Reichweite des „Black Power Salutes“ mithalten und findet sich – wenn überhaupt – zumeist nur als Randnotiz in Beschreibungen der Spiele von München wieder (vgl. Large, 2012, S. 253; vgl. Hartmann, 2003, S. 241; vgl. Kirshenbaum, 1972, S. 24).

Collett und Matthews Protestaktion bei den Olympischen Spielen 1972 stellte das Ende der „Revolte der schwarzen Athleten und Athletinnen“ dar. Es sollte über 40 Jahre³⁶ dauern bis es zu weiteren im Rahmen des Sports ausgeführten Protesthandlungen kam, deren Beweggründe der Rassismus und das erneute Aufmerksammachen auf die andauernde Diskriminierung und systematische Gewalt gegenüber Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen waren.

³⁶ An dieser Stelle soll erwähnt werden, dass es bereits 1995/1996 wieder zu einem weiteren im Protest im Sport Kontext kam. Diese Widerstandshandlung ist jedoch als Einzelprotest ohne Verbindungen zu anderen Sportlern oder Sportlerinnen bzw. etwaigen sozialpolitischen Bewegungen zusehen. Mahmoud Abdul-Rauf, ein Spieler der Denver Nuggets in der National Basketball Association (NBA), weigerte sich für die amerikanische Hymne „normal“ zu stehen. Abdul-Rauf nannte als Beweggründe dafür seine Religion und seinen Glauben an soziale Gerechtigkeit. Er wurde für ein Spiel suspendiert und musste nach seiner Rückkehr ins Team aufrecht für die Hymne stehen. Der Commisionar der Liga erlaubte ihm jedoch dabei seine Augen zu schließen, den Kopf zu senken und ein stilles Gebet zu sagen. Nur zwei Jahre später, also 1998, erhielt Abdul-Rauf von keinem weiteren NBA-Team einen Vertrag (vgl. Haernes, 2018, S. 26-29).

5.2. DIE VIERTE WELLE DES ATHLETEN UND ATHLETINNEN- AKTIVISMUS

Wie bereits zuvor beschrieben, erreichte die Bürgerrechtsbewegung in den 1960er Jahren ihren Höhepunkt. Nach und nach gelang es einzelnen Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen in zuvor „undenkbare“ Bereiche der amerikanischen Gesellschaft vorzudringen und am Leben in den USA teilzunehmen. Die „neue“ Diversität machte sich vor allem auch im Sport bemerkbar. Diese Tatsache soll jedoch nicht zur Annahme verleiten, dass fortan „Schwarz und Weiß“ tatsächlich gleichgestellt waren. Der Rückgang der aufständischen „Black Power“ Bewegungen in den 1970er Jahren brachte eine Art Desillusionierung: Die großen Hoffnungen und die Erwartungen einer völligen Gleichbehandlung, die in den 1960er Jahren noch zum Greifen nahe schienen, waren in Wirklichkeit noch lange nicht realisiert. Doch der systematische und institutionalisierte Rassismus wurde immer weniger zum Thema gemacht und es fehlte an Initiativen, um die schwarze Unterdrückung zu bekämpfen (vgl. Taylor, 2016, S. 51). An dieser Stelle soll jedoch nicht behauptet werden, dass es keinen organisierten Widerstand gegen die unterdrückenden Missstände gegeben hat. Allerdings waren die Größenordnung der Organisationen und die gewonnene Aufmerksamkeit der Mainstream-Medien in der „post-civil rights“ Zeit nicht vergleichbar mit jenen ihrer Vorläufer. Demnach kam es auch im Sport zu keinen Protesten durch afroamerikanische Athleten oder Athletinnen, die für nationale Schlagzeilen im Ausmaß der Olympiaproteste sorgten.

Taylor (vgl. 2016, S. 52) schreibt davon, dass die USA in eine Art „colorblindness“ verfiel. Durch die Gesetzesänderungen war die Verfassung nicht länger Rassendiskriminierend. Dadurch konnten Politiker und Politikerinnen den kaum vorhandenen Sozialstaat gewisser Maßen „außer Kraft setzen“, denn schließlich hatten fortan formal alle die gleiche Chance. Dass dieser Umstand keineswegs der Realität entspricht und Freiheit nicht ausreichend ist, um eine Gleichheit zu schaffen, wurde bereits in Kapitel 2.1.2.³⁷ thematisiert.³⁸

³⁷ Siehe: Kapitel 2.1.2. „Weiße und *Farbige“: Alter Rassismus und postkoloniale Auswirkungen in den USA.

³⁸ Für eine detaillierte Erläuterung der Problematik siehe: Wise (2005), Affirmative Action: Racial Preference in Black and White. New York: Routledge.

5.2.1. #BlackLivesMatter

Am 26. Februar 2012 wurde der siebzehnjährige afroamerikanische Teenager Trayvon Martin am Weg nach Hause von Mike Zimmerman, einem freiwilligen Mitglied der Nachbarschaftswache in Sanford, Florida erschossen. Martin trug einen dunklen Kapuzenpullover und hatte lediglich Süßigkeiten und eine Trinkflasche bei sich. Der weiße Zimmerman war Martin gefolgt, weil er der Meinung war, dass dieser eine potentielle Gefahr für die Nachbarschaft darstellte. Aus Angst vor dem Mann fing Martin an zu laufen. Nur wenige Meter von seinem eigenen Hause entfernt, wurde der unbewaffnete afroamerikanische Junge von Mike Zimmerman getötet. (vgl. Clayton, 2018, S. 453).

Im Juli 2013 wurde Zimmerman für nicht schuldig befunden und weder des Mordes, noch des Totschlages verurteilt (vgl. Clayton, 2018, S. 453).

Im Zuge eines Facebook Posts, in dem die afroamerikanische Alicia Garza Stellung zu dem nicht nachvollziehbaren Urteil nahm, der dann von Patrisse Cullors geteilt wurde, entstand der Hashtag³⁹ #BlackLivesMatter. Dieser sollte wenig später von großer Bedeutung werden (vgl. Clayton, 2018, S. 453).

Am 9. August 2014 wurde der 18-jährige Afroamerikaner Michael Brown in Ferguson, Missouri von dem weißen Polizisten Darren Wilson erschossen. Zuvor hatte Brown gemeinsam mit einem Freund eine Packung Zigarren gestohlen und Wilson war der Personenbeschreibung des Geschäftsmitarbeiters gefolgt. Als es nach einer Verfolgung zu einer Konfrontation kam, schoss der Polizist auf Brown und traf ihn zumindest sechs Mal. Ersten Zeugenaussagen nach, soll Brown seine Hände über den Kopf gehabt und „don't shoot“ gesagt haben. Dadurch kam es zu der Annahme, dass Wilson einen unbewaffneten, sich ergebenden Jungen erschossen hätte. Diese Aussagen wurden vom FBI jedoch nicht bestätigt (vgl. Haerens, 2018, S. 33; vgl. Clayton, 2018, S. 453).

³⁹ Definition nach Hirschfelder (2016, S. 232): „Das Wort Hashtag setzt sich zusammen aus hash, also Raute und tag, was man z.B. mit Markierung oder Etikett übersetzen könnte. In diesem Sinne dient ein Hashtag der Verschlagwortung von kurzen Nachrichten. Der Vorteil daran ist, dass die Suche nach bestimmten Schlüsselbegriffen damit sehr schnell erfolgen kann und sich auf diese Weise Posts zu dem gleichen Schlagwort auch sehr einfach verbinden lassen, also Nachrichten direkt in einen spezifischen Kontext gestellt oder Trends deutlich gemacht werden können. Das heißt, es wird zum Beispiel sichtbar, wie oft nach einem bestimmten Hashtag gesucht wird. Die Schreibweise von Hashtags kann auch mit Unterstrichen erfolgen, wird jedoch der Einfachheit halber meist als ein einziges Wort bzw. so kurz wie möglich geschrieben. Die Schreibweise #BlackLivesMatter hat sich jedoch gegenüber anderen, zum Teil parallel verwendeten Schreibweisen, durchgesetzt“.

Taylor (vgl. 2016, 153) beschreibt diese Ereignisse als Katalysator für die kurz darauf entstandene #BlackLivesMatter-Protestbewegung. Die Tötungen an Trayvon Martin und Michael Brown lösten eine Rebellion aus. Nachdem unzählige Afroamerikaner und Afroamerikanerinnen übertriebene und unverhältnismäßige Polizeigewalt bereits selbst am eigenen Körper erfahren hatten oder zumindest Opfer von „Racial Profiling“⁴⁰ wurden, kam es im Zuge von Social Media Plattformen wie Facebook oder Twitter zur Organisation eines Kollektivs. Ein halbes Jahrhundert, nachdem die Bürgerrechtsbewegung für die Freiheit und die Rechte von Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen gekämpft hatte, wurde mit Hilfe von sozialen Medien rassistische und gewalttätige Praktiken der Polizei gegenüber Nicht-Weißen an die breite Öffentlichkeit getragen (vgl. Taylor, 2016, S. 154). Es folgten die ersten zunächst noch friedlichen Demonstrationen und „Freedom rides“ nach Ferguson im Namen von #BlackLivesMatter. Doch als die Demozüge in den Straßen von Ferguson auf Gegenwehr durch die Polizei trafen, entwickelten sich einige der Proteste zu regelrechten Aufständen.

Im November 2014 entschied eine Geschworenengjury kein Verfahren gegen Wilson einzuleiten (vgl. Haerens, 2018, S. 34, vgl. Clayton, 2018, S. 453 f.). Nur wenige Tage später kam es als direkte Antwort darauf zu den ersten – von Harry Edwards (vgl. Layden, 2018, S. 82) als solche bezeichneten – Protesten der „Vierten Welle des Athleten und Athletinnen Aktivismus“. Einmal mehr sollten professionelle Sportler und Sportlerinnen zu sichtbaren Unterstützern einer antirassistischen Bewegung und zum öffentlichen Kommunikationsmedium und Sprachrohr sozialpolitischer Missstände in den USA werden.

5.2.2. Die Proteste der St. Louis Rams

Am 30. November 2014, also nur wenige Tage nach der Entscheidung der Geschworenengjury im Fall Wilson-Brown, kam es in der National Football League zu einem Heimspiel der St. Louis Rams gegen die Oakland Raiders. Als die Spieler der

⁴⁰ Laut der Definition der American Civil Liberties Union (ACLU) (2019) bezieht sich „Racial Profiling“ auf: „the discriminatory practice by law enforcement officials of targeting individuals for suspicion of crime based on the individual's race, ethnicity, religion or national origin. Criminal profiling, generally, as practiced by police, is the reliance on a group of characteristics they believe to be associated with crime. Examples of racial profiling are the use of race to determine which drivers to stop for minor traffic violations [...] or the use of race to determine which pedestrians to search for illegal contraband.“

Mannschaften aus dem Spielertunnel liefen, blieben fünf Spieler der St. Louis Rams stehen. Stedman Bailey, Tavon Austin, Jared Cook, Chris Givens und Kenny Britt, allesamt Afroamerikaner, hoben ihre Hände in die Luft, „ergaben sich“ symbolisch und verwiesen damit direkt auf die brutalen und rassistischen Vorfälle um Michael Brown bzw. Darren Wilson (vgl. Haerens, 2018, S. 34, vgl.; vgl. Coombs & Cassilo, 2017, S. 426).



Abbildung 11: Spieler der St. Louis Rams heben ihre Hände in Solidarität mit Michael Brown. Quelle: Curry (2014).

In einer ersten Stellungnahme sagte Jared Cook: „I just think there has to be a change. There has to be a change that starts with the people that are most influential around the world“ (Howard, 2014). Sein Team und Protest-Kollege Kenny Britt fügte hinzu: „I don’t want the people in the community to feel like we turned a blind eye to it. What would I like to see happen? Change in America“ (Howard, 2014).

Die fünf Spieler des Footballteams waren sich ihrer Vorbildrolle und ihrer Einflussgröße bewusst und nutzten diese um sich öffentlich gegen Polizeigewalt auszusprechen. In den Jahren zuvor kam es kaum zu öffentlichen Protestaktionen oder Widerstandshandlungen durch professionelle Sportler in den USA. Ein Umstand, wofür viele afroamerikanische Athleten und Athletinnen der 1990er und 2000er Jahre immer wieder stark kritisiert wurden. Besonders Basketballikone Michael Jordan stand deshalb immer wieder in Kritik. Denn dieser hatte sich, wenn überhaupt, nur äußerst verhalten zu politischen Anliegen geäußert und seinen Promistatus nicht für den sozialen Wandel der amerikanischen Gesellschaft eingesetzt. Die Angst davor, durch sozialpolitischen Aktivismus Sponsor-Verträge zu verlieren oder sogar die athletische Laufbahn aufs Spiel zu setzen, war zu groß

(vgl. Hartmann, 2006, S. 303; vgl. Coombs & Cassilo, 2017, S. 427; vgl. Sanderson, Fredrick & Stocz, 2016, S. 303 f.).

Dieser Protest repräsentierte den ersten Athleten-Aktivismus der #BlackLivesMatter Bewegung. Durch die Verbreitungsmöglichkeiten des Internets und neuer sozialer Netzwerke wie etwa Facebook und Twitter stellt dieser Protest vor allem im Vergleich zu 1968 ein neues Zeitalter dar.

Wie schon bei dem Protest von Tommie Smith und John Carlos sorgten die Athletenproteste der Footballspieler für eine Kontroverse in den USA. Von einigen Anhängern und Anhängerinnen des #BlackLivesMatter-Movements wurde die Aktion begrüßt und unterstützt. Im Gegenzug dazu gab es jedoch auch herbe Kritik und Empörung über das Verhalten der Spieler. Die St. Louis Police Officers Association verurteilte die Handlungen zutiefst und forderte eine öffentliche Entschuldigung seitens der Liga sowie eine Strafmaßnahme gegenüber dem Team (vgl. Haerens, 2018, S.35; vgl. Sanderson, Fredrick & Stocz, 2016, S. 302).

Im Gegensatz zu dem „Black Power Salute“ fiel die Berichterstattung über „Hands Up, Don’t Shoot“ deutlich neutraler aus. Allerdings formten sich in wenigen Tagen eine Gegengruppe auf Facebook mit dem Ziel, das Footballteam fortan zu boykottieren. Die Gruppe zählte mehrere tausend Anhänger (vgl. Sanderson, Fredrick & Stocz, 2016, S. 302).

Einige Tage später wurde von offizieller Seite der Liga bekannt gegeben, dass weder die Spieler, noch das Team in irgendeiner Form bestraft werden würden (vgl. Haerens, 2018, S.35).

Obwohl die Auswirkung, die Bedeutung und vor allem die Ikonologie des Protests vielleicht nicht auf eine Stufe mit dem Protest der Olympischen Spiele 1968 gestellt werden können, so repräsentierte er die erste aktionistische Stellungnahme durch Major League Sports Athleten im #BlackLivesMatter-Movement. Die Tatsache, dass die Handlungen ohne Sanktionen blieben, zeugt von einer ungemeinen Veränderung seit Tommie Smith und John Carlos die schwarze Faust erhoben. Dieser gesellschaftliche Fortschritt schien auch Basketballgröße LeBron James nicht zu entgehen. Noch 2008 sprach „King James“ davon, ähnlich wie Michael „Air“ Jordan Jahre zuvor, dass Sport und Politik nicht miteinander vereinbar wären (vgl. Coombs & Cassilo, 2017, S. 427). Als das #BlackLivesMatter-Movement an ein Wiederaufblühen der Bürgerrechtsbewegung

erinnerte, folgte auch James und weitere Superstars, wie schon die fünf Spieler der St. Louis Rams, dem Appell für soziale Gerechtigkeit und sie setzten ein Zeichen im Sport.

5.2.3. LeBron James: „I Can’t Breathe“

Als Reaktion auf die Ermordung des 17-jährigen Trayvon Martin, der einen schwarzen Kapuzen Pullover getragen hatte, veröffentlichte der Basketballprofi Dwyane Wade 2012 ein Bild auf Facebook, in dem auch er mit einem schwarzen Hoodie zu sehen waren. Darunter schrieb er die Hashtags „#hoodies #stereotype #trayvonmartin“ und verkörperte somit einen der ersten sportlichen Superstars des neuen Jahrtausends, der sich als öffentlicher Unterstützer outete – wenn auch vorerst „nur“ auf Social Media. Nur wenig später posteten Wades Teamkollegen – darunter auch LeBron James – ein Bild des gesamten Miami Heat Basketball Teams. Allesamt trugen eine schwarze Kapuzenweste und blickten zu Boden. LeBron, der den Beitrag auf Twitter teilte, nutzte die gleichen Hashtags wie schon Wade, aber fügte #WeWantJustice hinzu. (vgl. Coombs & Cassilo, 2017, S. 427). Die persönliche unpolitische Phase von James kam somit zu einem Ende. Eine klare Positionierung im Internet war erfolgt, noch bevor das #BlackLivesMatter-Movement überhaupt richtig angelaufen war. Eine Stellungnahme bzw. ein stiller Protest in der sportlichen Sphäre sollte zwei Jahre später folgen.

Nur drei Wochen bevor Michael Browns Tod für Massenproteste in Ferguson sorgte, wurde der 46-jährige afroamerikanische Eric Garner am 9. August 2014 in Staten Island, New York durch einen Polizisten des NYPDs mit einem Würgegriff erstickt. Garner wurde verdächtigt, illegale Zigaretten zu verkaufen. Der Polizist Daniel Pantaleo hatte Garner in der Anwesenheit anderer Polizisten, in einen verbotenen Schwitzkasten genommen und ihn, obwohl Garner elf Mal „I can’t breathe“ gesagt hatte, nicht losgelassen und zu Tode gewürgt. Auf einem Video eines Passanten ist der Tatvorgang und der Bewusstseinsverlust Garners zu sehen. Am 3. Dezember 2014 entschied eine Geschworenenjury, dass sich der weiße Daniel Pantaleo nicht vor Gericht verantworten müsse (vgl. Die Zeit, 2014; vgl. Taylor, 2016, S. 14).

Nur sechs Tage, nachdem es zur Protestaktion der St. Louis Rams als Antwort auf den Ausgang im Michael Brown Fall kam, trug Derek Rose in der Aufwärmphase vor einem offiziellen NBA Spiel ein T-Shirt mit dem Aufdruck „I Can’t Breathe“. Der

Basketballprofi der Chicago Bulls sorgte durch seine direkte Referenz zu den letzten Worten Eric Garners für Schlagzeilen. Doch erst als der NBA Superstar LeBron James sowie ein Teamkollege und vier gegnerische Spieler bei einem NBA Spiel wenige Tage später die gleichen Warm-Up T-Shirts trugen, wurde eine nationale Diskussion ausgelöst. Wie schon die Protestaktion in der NFL, blieben auch diese Proteste ohne Konsequenzen seitens der Liga (vgl. Coombs & Cassilo, 2017, S. 427).

Durch James Identifikation mit der Protestaktion und der sozialpolitischen Problematik gewann die #BlackLivesMatter-Bewegung eines der berühmtesten Gesichter der USA. 2014 wurde James vom Forbes Magazine zum einflussreichsten Sportler 2014 bestimmt. Zahlreiche Spieler und Spielerinnen in unterschiedlichen Ligen und Sportarten sollten seinem Vorbild folgen und durch ihre „I Can't Breathe“-T-shirts auf die rassistischen und unverhältnismäßigen Polizeihandlungen in den USA hinweisen (vgl. Coombs & Cassilo, 2017, S. 427).



Abbildung 12: LeBron James zeigt seine Unterstützung auch am Spielfeld.
Quelle: Bello (2014).

Besonders im Vergleich zu Michael Jordan, der auch auf sportlicher Ebene oft mit ihm verglichen wird, bezog James ab 2012 eine klare politische Position und brachte diese 2014 auch mit auf das Spielfeld. Obwohl viele Protestaktionen dem sportlichen Aktivismus einer ganzen Gruppe zuzuschreiben sind, wurde James zum Anführer und zur Stimme dieser Athleten und Athletinnen. Während Tommie Smith und John Carlos

schwerwiegende, auch finanzielle, Konsequenzen zu tragen hatten, waren die zu befürchtenden Konsequenzen des Basketball-Superstars in Zeiten von Spielerverträgen im mehrstelligen Millionenbereich keinesfalls lebensverändernd. Vermutlich wurde durch das Beispiel der St. Louis Rams auch gezeigt, dass ein sportliches Kollektiv nicht mit den gleichen schwerwiegenden Konsequenzen wie „Einzeltäter“ oder Duos rechnen müssen. Nichts destotrotz setzte sich auch James besonders auf Social Media, großer Kritik aus.

Die letzte Protestaktion auf die im Zuge dieser Diplomarbeit eingegangen wird, ereignete sich 2016 in der National Football League und sorgte für größeres – sowohl nationales als auch internationales – mediales Aufsehen als alle anderen Proteste durch Athleten und Athletinnen des 21. Jahrhunderts.

5.2.4. Colin Kaepernick

Colin Rand Kaepernick wurde am 3. November 1987 als Sohn eines Afroamerikaners und einer weißen US-Amerikanerin geboren, nach der Geburt zur Adoption freigegeben und von der Familie Kaepernick aufgenommen und großgezogen. Nach sportlich und akademisch erfolgreichen High School Jahren ging er es auf die University of Nevada. Dort schloss sich der Quarterback der hauptsächlich „schwarzen“ Studentenverbindung Kappa Alpha Psi an – etwas äußerst Ungewöhnliches für einen angehenden Sportstar. Doch Kaepernick wollte sich mit seinen Wurzeln befassen und das Leben von Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen besser verstehen. Nur wenige Jahre später schaffte er 2011 den Sprung in die NFL. 2012 wurde er zum „starting Quarterback“ der San Francisco 49ers und konnte diese bis in die Superbowl führen. Abseits des Feldes engagierte sich Kaepernick vor allem auf Social Media Plattformen für sozialpolitischen Aktivismus wie etwa #BlackLivesMatter und sprach sich gegen Polizeigewalt gegenüber unbewaffneten Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen aus. Bei den ersten drei Preseason-Spielen im August 2016 weigerte sich Kaepernick für „The Star-Spangled Banner“ und die US-amerikanische Fahne aufzustehen und blieb auf einer Spielerbank sitzen. Der stille Protest blieb vorerst unbemerkt und von den Medien unkommentiert. Erst als bei dem dritten Spiel am 26. August 2016 ein Foto vom sitzenden Kaepernick auf Twitter auftauchte, wurde die Presse auf ihn aufmerksam (vgl. Haerens, 2018, S. 41). Kaepernick erklärte seine Protesthandlungen nach dem Spiel folgendermaßen: „I am not going to stand up to show pride in a flag for a country that oppresses black people and

people of color” (Wyche, 2016). Der Protest sorgte sowohl in den USA, als auch international für große Meinungsverschiedenheiten und löste abermals eine kontroverse Diskussion aus. Das Ausmaß und die Folgen des Protests waren zu diesem Zeitpunkt nur schwer einschätzbar. Das Team des 28-jährigen Footballspielers veröffentlichte ein Statement, welches Kaepernick durch Berufung auf die Redefreiheit in den USA unterstützt:

The national anthem is and always will be a special part of the pre-game ceremony. It is an opportunity to honor our country and reflect on the great liberties we are afforded as its citizens. In respecting such American principles as freedom of religion and freedom of expression, we recognize the right of an individual to choose and participate, or not, in our celebration of the national anthem (Wyche, 2016).

Allerdings wurden auch schnell Stimmen der patriotischen USA laut, welche die Handlungen des 49er Quarterbacks als respektlos gegenüber Kriegsveteranen bzw. aktiven Soldaten und Soldatinnen anprangerten. Unter anderem verfasste Nate Boyer, ein ehemaliger NFL Spieler und US-Armee Veteran, einen öffentlichen Brief an Kaepernick, in dem er sein Verhalten stark kritisierte. In einem direkten Treffen mit Kaepernick und dessen Teamkollege Eric Reid schlug er ihnen vor, kniend gegen Rassismus und Polizeigewalt zu protestieren. Die kniende Position wird im Militär verwendet, um Kameraden symbolisch zu gedenken und zu ehren (vgl. Haerens, 2018, S. 42).

5.2.4.1. „Taking a knee”

Am 1. September 2016 fand das letzte Vorbereitungsspiel der Preseason statt. Unter der gespannten Anwesenheit sämtlicher Medien, deren Aufmerksamkeit bereits im Vorfeld des Spieles hauptsächlich Kaepernick galt, knieten Colin Kaepernick und sein Mitspieler Eric Reid während der Hymnenzeremonie am Beginn des Spieles (vgl. Haerens, 2018, S. 42). In den nächsten Wochen der NFL Saison 2016 sollten sich weitere Spieler aus anderen Teams dem Hymnen-Protest anschließen. Weffer, Dominguez-Martinez und Jenkins (vgl. 2018, S. 66) Analyse zu Folge, protestierten 2,5% aller Spieler der NFL zu irgendeinem Zeitpunkt der Saison 2016. Mehr als die Hälfte aller Teams hatten einen sportlichen Aktivist in ihren Reihen. Bei der Analyse wurden Handlungen wie „sitzen“, „knien“,

„die Faust heben“ oder während der Hymne „im Umkleideraum bleiben“ gezählt. Insgesamt kam es in der Saison 2016/2017 zu über 290 Protestvorfällen in der National Football League, die durch Kaepernick inspiriert wurden (vgl. Weffer, Dominguez-Martinez & Jenkins, 2018, S. 66). Wie auch schon die Ermordung Martins und Browns, wirkte Colin Kaepernicks Widerstandshandlung als Katalysator für die #BlackLivesMatter-Bewegung. In zahlreichen anderen Sportarten, Colleges und auch Schulen kam es zu unterstützenden Nachahmungsprotesten.



Abbildung 13: Eric Reid und Colin Kaepernick protestierten kniend, Ex-Soldat Nate Boyer stand am 1. September 2016. Quelle: Getty Images (2016).

Während eines Radiointerviews äußerte sich der republikanische Präsidentschaftskandidat Donald Trump zu den Vorfällen und empfahl Kaepernick, sich ein Land zu suchen, welches besser zu ihm passt (vgl. Haernes, 2018, S. 44). Ein nationaler Diskurs um Patriotismus, Strafrecht und Polizeigewalt mit Kaepernick als „Held und Vaterlandsverräter“ zugleich an der Spitze der Diskussion wurde losgetreten. Als die Zuschauerzahlen sanken, suchten Teambesitzer und Liga-Vorstandsmitglieder der NFL die Schuld in der Protest-Kontroverse (vgl. Haernes, 2018, S. 112).

5.2.4.2. *Unmittelbare Konsequenzen und Auswirkung*

Colin Kaepernick sollte im Jänner 2017 sein letztes professionelles NFL Spiel bestreiten. Der Quarterback nützte eine Ausstiegsklausel in seinem Vertrag und wurde dadurch im März 2017 zu einem Free Agent⁴¹. Für die Folgesaison bot dem 29-jährigen allerdings keines der 32 NFL Teams einen neuen Vertrag an, was zur Annahme führte, dass Kaepernick von den NFL-Teambesitzern, darunter kein einziger Afro-Amerikaner, auf die „schwarze Liste“ gesetzt wurde. Diese Vorwürfe wurden seitens der Liga nicht bestätigt (vgl. Haernes, 2018, S.112; vgl. Branch, 2017).

Während eines öffentlichen Auftritts in Alabama kritisierte der US-amerikanische Präsident Donald Trump die NFL-Aktivisten und forderte die Teambesitzer auf alle respektlosen Spieler zu entlassen: „Get that son of a bitch off that field right now! Out! He’s fired. He’s Fired!“ (Weffer, Dominguez-Martinez & Jenkins, 2018, S. 67). Vor allem der letzte Teil seiner Aussage war eine direkt Referenz zu dem teamlosen Kaepernick. Durch die Aussagen des Präsidenten wurde der von Kaepernick ausgelöste „take a knee“ Aktivismus neu befeuert. Am Wochenende danach protestierten 405 Spieler von 26 verschiedenen Teams und somit mehr als in der gesamten Vorsaison (vgl. Weffer, Dominguez-Martinez & Jenkins, 2018, S. 67). Am 25. September 2017 protestierte das gesamte Team der Dallas Cowboys, welches ironischerweise den Spitznamen „America’s Team“ trägt. Die Cowboys, einschließlich des Teambesitzers Jerry Jones – seines Zeichens Republikaner – knieten beim Spiel gegen die Arizona Cardinals, bevor die Nationalhymne der USA gespielt wurde. Die Spieler, Trainer und Trainierinnen, Betreuer und Betreuerinnen sowie der Teambesitzer hatten während der gesamten Aktion ihre Arme ineinander eingehängt und zeigten sich als geeintes Team (vgl. Klemko, 2018).

Danach kam es in der NFL zwar immer seltener zu großen Vorfällen, die mit einer Boykottierung der Hymne in Verbindung standen, allerdings waren die vereinzelt stattfindenden Protesthandlungen dann vermehrt auch in anderen Sportarten vorzufinden.

Im November 2017 kam es durch Kaepernick und Teamkollegen Eric Reid, den kurzzeitig ein ähnliches Schicksal – kein Team nahm ihn unter Vertrag – ereilte, zu einer offiziellen Klage mit der Anschuldigung, dass die Liga sich abgesprochen hätte, um sie für ihr

⁴¹ Ein Free Agent ist ein vertragsfreier Spieler, der an kein Team gebunden ist.

politisches Engagement zu bestrafen und aus der NFL zu verbannen (vgl. Draper & Belson, 2019).

Im Mai 2018 erließen die Teambesitzer der NFL eine neue Regel, durch deren Inkrafttreten fortan alle Spieler sowie sämtliche Betreuer und Betreuerinnen bzw. Trainer und Trainerinnen aus Respekt für „The Star-Spangled Banner“ stehen müssen, so sie sich am Spielfeld befinden. Allerdings gibt es dadurch die Möglichkeit im Verborgenen zu protestieren und die Umkleidekabinen erst nachdem die US-amerikanischen Hymne abgespielt wurde zu verlassen. Jegliche individuellen Regelverstöße könnten zu einer kollektiven Mannschaftsstrafe führen (vgl. Weffer, Dominguez-Martinez & Jenkins, 2018, S. 68; vgl. Haerens, 2018, S.51).

Durch diese Regeländerung war nun endgültig, wenn auch indirekt, eine Stellungnahme und Devise von offizieller Liga-Seite erfolgt: Die National Football League kann keinem Teammitglied verbieten zu protestieren bzw. das in der amerikanischen Verfassung stehende Recht auf freie Meinung und Rede nehmen, aber sie bietet fortan niemandem eine mediale Plattform dafür.

5.2.4.3. Konsequenzen, Auswirkung und Einflüsse im Vergleich zum „Black Power Salute“

„[M]uch like Smith and Carlos following their protests 50 years ago, Kaepernick and Reid find themselves on the right side of the argument, but on the wrong side of unemployment“ (Weffer, Dominguez-Martinez & Jenkins, 2018, S. 68).

Alle vier Athleten setzten ihre sportliche Karriere für die politische Sache auf das Spiel, allerdings mit einem entscheidenden Unterschied: Während Carlos und Smith dem finanziellen Ruin entgegenblickten und ihre Leben nach dem „Black Power Salute“ lange Zeit von Existenzängsten dominiert waren, hatten Kaepernick und. auch Reid zu diesem Zeitpunkt Millionengehälter kassiert und somit quasi „ausgesorgt“ (vgl. Layden, 2018, S. 82). Über ein Treffen 2017 zwischen Tommie Smith und Colin Kaepernick sagte der ehemalige 200m Olympiasieger:

I told him he will have to find new avenues for his life. He'll need a second plan. I had a plan for my life before Mexico City. But that

stopped it. I got home and I was hungry. I lost my food. I lost my house.

The price was devastating (Layden, 2018, S.82).

Im September 2018 wurde von Nike, ironischerweise dem offiziellen Ausstatter der National Football League, bekannt gegeben, dass Colin Kaepernick anlässlich des 30-Jahre Jubiläums zum neuen Gesicht der Nike- „Just do it“ - Kampagne gemacht werden würde. Noch im Jahr zuvor, hätte Nike beinahe den Sponsorvertrag mit Kaepernick aufgelöst (vgl. Draper & Belson, 2019).

Ob die Entscheidung den afroamerikanischen Aktivisten als Galionsfigur der Kampagne zu verwenden lediglich aufgrund von PR-Gründen des Milliarden-Konzerns getroffen wurde, oder tatsächlich ein Zeichen gesetzt werden wollte, ist schwer zu beantworten. Fest steht jedoch, dass dem ehemaligen Quarterback dadurch für seine Botschaft eine der größten Plattformen der Welt zur Verfügung gegeben wurde und er, im Vergleich zu Smith und Carlos, durch seine Proteste auch finanziell Profit schlagen konnte. Des Weiteren wurde im Februar 2019 bekannt, dass es zu einer außergerichtlichen Einigung zwischen Kaepernick bzw. Reid und der NFL kam. Über die Details des Abkommens herrscht nach wie vor Stillschweigen. Der Beigeschmack, dass dadurch gewissermaßen ein Schuld-Zugeständnis seitens der Liga erfolgte, bleibt. Es ist gut möglich, dass Kaepernick dadurch als polarisierender Aktivist abseits des Feldes ähnlich gut verdienen wird, wie schon in der Zeit als aktiver Sportler (Draper & Belson, 2019).

Trotzdem soll an dieser Stelle keinesfalls außer Acht gelassen werden, dass die beiden Millenniumssportler ihr politisches Gewissen und ideologisches Verantwortungsbewusstsein eindeutig über ihre sportliche Karriere stellten. Die Tragweite und die persönlichen Konsequenzen des Protests waren in dieser Form keines Falls vorhersehbar.

Wie schon Carlos und Smith, erkannte auch Colin Kaepernick seine sportlich bedingten Möglichkeiten, aber auch das Risiko, das mit einem Protest gegen nationale Symbole verbunden war.

In einer tiefgehenden Suche und Recherche nach Ähnlichkeiten der „gehobenen Fäusten“ und dem „knienden Athleten“ – zwischen welchen fast ein halbes Jahrhundert lag – kommt man nicht umhin, als eine weitere direkte Verbindung zu finden: Harry Edwards.

Jener Soziologe, der schon 49 Jahre zuvor das „Olympic Project for Human Rights“ ins Leben gerufen hatte und junge schwarze Athleten und Athletinnen für sozialpolitisches Engagement motiviert und mobilisiert hatte, arbeitete nach Jahrzehnten immer noch mit großem Einsatz im Widerstand gegen den Rassismus. Der Mentor der zwei afroamerikanischen olympischen Sprinter war während Kaepernicks Zeit bei den San Francisco 49ers in beratender Funktion für das Team tätig. Daher stand er auch dem Quarterback zur Seite und unterstützte ihn in seinem aktivistischen Werdegang. Der Soziologe bezeichnete Kaepernick als Muhammed Ali seiner Generation und stellte ihn auf eine Stufe mit Tommie Smith und John Carlos (vgl. Longman, 2018).

Ogleich die Langzeit-Folgen und Auswirkungen des „take a knee“-Protests gewissermaßen noch in den Kinderschuhen stecken, kann bereits jetzt gesagt werden, dass, nicht zuletzt durch die unvergleichbare Reichweite von Social Media und der sportlichen Prominenz des 21. Jahrhunderts, eine längere und offenere Präsenz des Diskurses gegeben ist, als dies bei Carlos und Smith der Fall war.

In einem New York Times Artikel beschreibt Branch (2017) Kaepernicks Einflussgröße und sein Erbe folgendermaßen: „In Kaepernick’s absence, other players will kneel. Demonstrators will protest. Some will boycott. His jersey will be seen, more as a political statement than a sporting allegiance, as the game goes on without him“.



Abbildung 14: Colin Kaepernick als das neue Gesicht von Nike. Quelle: Nike (2018).

6. CONCLUSIO

In dieser Diplomarbeit wurde auf sozialpolitische Proteste von afroamerikanischen Athleten und Athletinnen, die unter sportlichen Rahmenbedingungen stattgefunden haben, Bezug genommen. Um die Signifikanz des Sports als Chance zum Bruch sozialer Konstruktionen – wie etwa den strukturellen Rassismus – verstehen zu können, wurde genauer auf die Situation von Afroamerikanern und Afroamerikanerinnen in den USA eingegangen. Die jahrhundertelange und noch immer andauernde soziale Unterdrückung und rassistische Diskriminierung und die Ungleichbehandlung von nicht-weißen Menschen in den USA diente und dient nach wie vor als Substrat für die Widerstandshandlungen durch afroamerikanische Sportler und Sportlerinnen. Auch wenn die Namen und die Anliegen der sozialen Widerstandsbewegungen, mit denen sich auch die sportlichen Aktivistinnen und Aktivistinnen identifizierten immer wieder wechselten, so wurde im Grunde immer für die gleiche Sache gekämpft: Die endgültige und absolute Gleichstellung und Gleichbehandlung aller Menschen in den USA.

Der Einfluss von Tommie Smith und John Carlos auf nachfolgenden Aktivismus im Sport ist unumstritten. Wenngleich direkte Verbindungen zu nachfolgenden Protesten bei denselben Olympischen Spielen bzw. den Spielen 1972 sicherlich eindeutiger aufzuzeigen und vordergründiger erkennbar sind als zu den Protesten des 21. Jahrhunderts, so zeugt schon alleine der Umstand, dass bei sämtlichen Berichterstattungen über vergleichbare nachfolgende Handlungen stets ein Querverweis zu dem Initialprotest 1968 vorzufinden ist, davon, dass der Black Power Salute einen dauerhaften Eindruck mit anhaltender Wirkkraft hinterlassen hat. Auf die Frage, was die beiden Sprinter durch ihre Handlungen zu einer gesellschaftlichen Veränderung beigetragen hätten, antwortete die Schlüsselfigur Harry Edwards: „Imaging. Those two men on the victory podium in Mexico City is the most iconic sports image of the 20th century, and that will be true 200 years from now” (Layden, 2018, S. 82).

Inwiefern der Black Power Salute konkrete gesellschaftliche Veränderungen nach sich gezogen hat, kann nicht eindeutig beantwortet werden, weil dieser Protest selbstverständlich nur eine Momentaufnahme der komplexen und vielschichtigen Protestbewegungen der 1950er und 1960er Jahre darstellt. Außerdem war die Reichweite der Athleten und Athletinnen in dieser Zeit vor allem von der medialen Berichterstattung

abhängig, wodurch vermeintlich direkte Beeinflussungen politischer Veränderungen auch als eher gering eingestuft werden können. Allerdings wurde umso eindeutiger die sportliche Bühne als Plattform für den sozialpolitischen Protest erkannt und fortan auch als solche wahrgenommen. Das tatsächliche Erbe von Smith und Carlos steckt im Entstehen und Wiederaufblühen einer vierten Protestwelle im 21. Jahrhundert, in der Sportler und Sportlerinnen über mehr Kommunikationsformen verfügen als noch 50 Jahre zuvor. Durch die Beteiligung und das öffentliche Bekenntnis von LeBron James und Colin Kaepernick findet der sozialpolitische Diskurs in den USA insbesondere durch die enorme Reichweite über soziale Medien prominente Unterstützer mit großem Einfluss.

Abschließend kann gesagt werden, dass Sportler und Sportlerinnen sicherlich nicht alleine fähig waren oder sind, eine soziale Wende einzuleiten und sämtliche gesellschaftlichen Probleme in den USA zu lösen. Allerdings vermögen sie ob der sportlichen Bühne und ihres damit verbundenen Status, auf die rassistischen Missstände in einer Art und Weise aufmerksam zu machen und hinzuweisen, dass sie weder national, noch international ignoriert werden können. Auch wenn sie vielleicht keine „Lösungen“ liefern können, schaffen sie es zumindest laut und öffentlich die richtigen Fragen zu stellen und ermutigen dadurch Millionen von Menschen dasselbe zu tun.

7. QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS

- American Civil Liberties Union (ACLU). (2019). Racial Profiling: Definition. Zugriff am 20. März 2019 unter <https://www.aclu.org/other/racial-profiling-definition>
- Anderson, P. M. (1996). Racism in Sports: A Question of Ethics. *Marquette Sports Law Review*, 6 (357–408).
- Augsburger Allgemeine. (2018). Der Jahrhunder-Weitsprung von Bob Beamon. Zugriff am 20. März 2019 unter <https://www.augsburger-allgemeine.de/sport/Der-Jahrhundert-Weitsprung-von-Bob-Beamon-id52479431.html>.
- Balint, I., Dingeldein, H., & Lämmle, K. (2007). Eine Einleitung. In I. Balint, H. Dingeldein, & K. Lämmle (Eds.), *Protest, Empörung, Widerstand. Zur Analyse von Auflehnungsbewegungen* (S. 9–18). Köln: Halem.
- Bass, A. (2002). *Not the Triumph but the Struggle: The 1968 Olympics and the Making of the Black Athlete*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Bernasconi, R. (2007). Kant as an Unfamiliar Source of Racism. In T. L. Ward, Julie K. Lott (Ed.), *Philosophers on Race: Critical Essays* (S. 145–166). Hoboken, New Jersey: Blackwell Publishers Ltd.
- Blackmon, D. A. (2008). *Slavery by Another Name: The Re-Enslavement of Black Americans from the Civil War to World War II*. New York City: Anchor.
- Bond, G. (2006). The Strange Career of William Henry Lewis. In D. K. Wiggins (Ed.), *Out of the Shadows : A Biographical History of African American Athletes* (S. 39–57). Fayetteville: University of Arkansas Press.
- Branch, J. (2017). The Awakening of Colin Kaepernick. Zugriff am 28. März 2019 unter <https://www.nytimes.com/2017/09/07/sports/colin-kaepernick-nfl-protests.html>
- Bröckling Ulrich. (2014). Wettkampf und Wettbewerb. Semantiken des Erfolgs zwischen Sport und Ökonomie. In D. Hänzli, H. Matthies, & D. Simon (Eds.), *Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung* (S. 92–102).
- Bulgarin, M. (2018). *Sport und Politik: Sport als Spielball von Politik, Medien und Wirtschaft*. Hamburg: Diplomica.
- Clayborne, C. (2019). American civil rights movement. Zugriff am 12. März 2019 unter <https://www.britannica.com/event/American-civil-rights-movement>
- Clayton, D. M. (2018). Black Lives Matter and the Civil Rights Movement: A Comparative Analysis of Two Social Movements in the United States. *Journal of Black Studies*, 49(5), 448–480.
- Coombs, D. S., & Cassilo, D. (2017). Athletes and/or Activists: LeBron James and Black Lives Matter. *Journal of Sport and Social Issues*, 41(5), 425– 444.

- Crisis. (1935, August). Joe Louis and Jesse Owens. *The Crisis*, 241.
- Datler, M. (2018, October 21). Friedlicher Protest mit zwei Fäusten. *Die Presse*, S. 46–47.
- Davis, D. (2008, August). Taking a Stand. *Smithsonian*, 12–14.
- Dawson, K. (2006). Enslaved Swimmers and Divers in the Atlantic World. *The Journal of American History*, 92(4), 1327–12355.
- Der Spiegel. (1972, August). Sieg, Sieg. *Der Spiegel*, 40–44.
- Dietrich, T. (2008). *Martin Luther King*. Stuttgart: Utb.
- dpa, & AFP. (2014). US-Polizist entgeht Anklage nach tödlichem Einsatz. Zugriff am 21. März 2019 unter <https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2014-12/new-york-keine-anklage-eric-garner-polizeigewalt>
- Draper, K., & Belson, K. (2019). Colin Kaepernick and the N.F.L. Settle Collusion Case. Zugriff am 28. März 2019 unter <https://www.nytimes.com/2019/02/15/sports/nfl-colin-kaepernick.html>
- Dyerson, M. (2006). Jesse Owens Leading Man in Modern American Tales of Racial Progress and Limits. In D. K. Wiggins (Ed.), *Out of the Shadows : A Biographical History of African American Athletes* (S. 111–131). Fayetteville: University of Arkansas Press.
- Early, G. (2006). Muhammad Ali Flawed Rebel with a Cause. In D. K. Wiggins (Ed.), *Out of the Shadows : A Biographical History of African American Athletes* (S. 263–278). Fayetteville: University of Arkansas Press.
- Ebony. (1948, June). What’s Wrong with Negro Baseball. *Ebony*, 16–24.
- Edwards, H. (1969). *The revolt of the black athlete*. New York: The Free Press.
- Elgenius, G. (2011). *Symbols of Nations and Nationalism*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Entine, J. (2000). *Taboo: Why Black Athletes Are Better And Why We’re Afraid To Talk About It*. New York: PublicAffairs.
- Eriksen, T. H. (2007). Some questions about flags. In T. H. Eriksen & R. Jenkins (Eds.), *Flag, Nation and Symbolism in Europe and America* (S. 1–13). London: Routledge.
- Farrington, N., Kilvington, D., Price, J., & Saeed, A. (2012). *Race, Racism and Sports Journalism*. London: Routledge.
- Foner, E. (2018). Reconstruction. Zugriff am 25. Mai 2019 unter <https://www.britannica.com/event/Reconstruction-United-States-history>
- Geisler, M. E. (2005). What Are National Symbols - And What Do They Do To Us. In M. E. Geisler (Ed.), *National Symbols, Fractured Identities: Contesting the National Narrative* (S. XIII–XLII). Lebanon: University Press of New England.
- Gems, G., Borish, L., & Pfister, G. (2008). *Sports in American History: From Colonization to Globalization*. Windsor, ON: Human Kinetics.
- Gems, G., Borish, L., & Pfister, G. (2009). *Understanding American Sports*. London: Routledge.
- Giulianotti, R. (2005). *Sport: A Critical Sociology*. Cambridge: Polity.

- Güldenpfennig, S. (2000). *Sport: Kritik und Eigensinn - Der Sport der Gesellschaft*. Academia. Sankt Augustin: Academia.
- Haerens, M. (2018). *The NFL National Anthem Protests*. Santa Barbara, Kalifornien: ABC-Clio.
- Hamburger, S. (2006). Jimmy Winkfield: The “Black Maestro” of the Racetrack. In D. K. Wiggins (Ed.), *Out of the Shadows : A Biographical History of African American Athletes* (S. 7–19). Fayetteville: The University of Arkansas Press.
- Hamilton, C. V., & Ture, K. (1992). *Black Power: Politics of Liberation in America*. New York: Vintage Books.
- Hartmann, D. (1996). The politics of race and sport: Resistance and domination in the 1968 African American Olympic protest movement. *Ethnic and Racial Studies*, 19(3), 548–566.
- Hartmann, D. (2003). *Race, Culture and the Revolt of the Black Athlete: The 1968 Olympic Protests and Their Aftermath* by Douglas Hartmann: *Race, Culture and the Revolt of the Black Athlete: The 1968 Olympic Protests and Their Aftermath*. Chicago: University of Chicago Press.
- Hartmann, D. (2009). Activism, Organizing, and the Symbolic Power of Sport. *Journal for the Study of Sports and Athletes in Education*, 3(2), 181–194.
- Hauser, T. (1991). *Muhammad Ali: His Life and Times*. New York: Simon & Schuster.
- Helgeland, B. (2013). 42. USA.
- Hirschfelder, N. (2016). #BlackLivesMatter : Protest und Widerstand heute. In M. Butter, A. Franke, & H. Tonn (Eds.), *Von Selma bis Ferguson : Rasse und Rassismus in den USA* (S. 231–260). Bielefeld: Transcript.
- Hoberman, J. (1997). *Darwin’s Athletes: How Sport Has Damaged Black America and Preserved the Myth of Race*. Boston: Houghton Mifflin.
- Hommerich, L. (2018, October 12). Dann heben sie die Faust. *Die Zeit*, p. 20.
- Houlihan, B. (1997). *Comparing Policy for Sport and Recreation*. London: Routledge.
- Howard, A. (2014). St. Louis Rams players show solidarity with Ferguson protesters. Zugriff am 20. März 2019 unter <http://www.msnbc.com/msnbc/st-louis-rams-show-solidarity-ferguson-protesters>
- Hund, W. (2007). *Rassismus*. Bielefeld: Transcript.
- Kaufman, P., & Wolff, E. A. (2010). Sport, Playing and Protesting: Change, as a Vehicle for Social. *Journal of Sport and Social Issues*, 34(2), 154–175.
- Kirshenbaum, J. (1972, September). A SANCTUARY VIOLATED. *Sports Illustrated*, 24–27.
- Klemko, R. (2018). Oral History: The Night Jerry Jones Knelt. Zugriff am 3. April 2019 unter <https://www.si.com/nfl/2018/09/26/jerry-jones-dallas-cowboys-anthem-kneeling-protest-donald-trump-players>
- Kolstø, P. (2006). National symbols as signs of unity and division. *Ethnic and Racial Studies*, 28(4), 676–701.

- Lapchick, R. (2018). *The 2018 Racial and Gender Report Card: National Basketball Association*.
- Lapchick, R. (2019). *The 2018 Racial and Gender Report Card: National Football League*.
- Large, D. C. (2012). *Munich 1972: tragedy, terror and triumph at the Olympic Games*. Lanham, Md: Rowmann & Littlefield Publishers.
- Layden, T. (2018, October). Fists of Fury. *Sports Illustrated*, 75–83.
- Linge, M. K. (2007). *Jackie Robinson: A Biography*. Westport, Connecticut: Greenwood Press.
- Lomax, M. E. (2006). Jackie Robinson: Racial Pioneer and Athlete Extraordinaire in an Era of Change. In D. K. Wiggins (Ed.), *Out of the Shadows : A Biographical History of African American Athletes* (S. 163–179). Fayetteville: University of Arkansas Press.
- Longman, J. (2018). Kaepernick’s Knee and Olympic Fists Are Linked by History. Zugriff am 28. März 2019 unter <https://www.nytimes.com/2018/09/06/sports/kaepernick-nike-kneeling.html>
- Luhmann, N. (1991). *Soziologie des Risikos*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Luhmann, N. (1996). Systemtheorie und Protestbewegungen: Ein Interview. In K.-U. Hellmann (Ed.), *Protest* (S. 175–200). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lüschen, G. (1996). Einleitung: Sport, Politik und Politikfeldanalyse. In G. Lüschen & A. Rütten (Eds.), *Sportpolitik - sozialwissenschaftliche Analysen* (S. 3–23). Stuttgart: Stephanie Nagelschmid.
- Madriaga, M. (2007). The Star-Spangled Banner and ‘whiteness’ in American national identity. In H. T. Eriksen & R. Jenksin (Eds.), *Flag, Nation and Symbolism in Europe and America* (S. 53–67). London: Routledge.
- Marqusee, M. (2005). *Redemption Song: Muhammad Ali and the Spirit of the Sixties*. London: Verso.
- Marschik, M. (2004). Sport als “leerer Signifikant”: Die Neutralisierung des Sportes als Bedingung seiner kulturellen Bedeutungen. *Kurswechsel* 2, 35–43.
- Miedler, W. (2010). *Making a Way Out of No Way: Martin Luther King’s Sermonic Proverbial Rhetoric*. New York: Peter Lang.
- Montague, J. (2012). The third man: The forgotten Black Power hero. Zugriff am 15. März 2019 unter <https://edition.cnn.com/2012/04/24/sport/olympics-norman-black-power/index.html>
- Moosbrugger, D. (2004). *Die amerikanische Bürgerrechtsbewegung: “Schwarze Revolution” in den 1950er und 60er Jahren*. Stuttgart: Ibidem-Verlag.
- Murphy, A. (2008, July). John Carlos. Forever the fighter. *Sports Illustrated*, 84–86.
- O’Bonsawin. (2015). From Black Power to Indigenous Activism: The Olympic Movement and the Marginalization of Oppressed Peoples (1968–2012). *Journal of Sport History*, 42(2), 200–219.
- Peterson, J. (2016). A ‘Race’ for Equality: Print Media Coverage of the 1968 Olympic Protest by Tommie Smith and John Carlos. In Lamb, C. (Ed). *From Jack Johnson to LeBron James : Sports, Media, and the Color Line*. Lincoln: University of Nebraska Press.

- Peterson, R. W. (2018). Negro league. Zugriff am 10 April 2019 unter <https://www.britannica.com/sports/Negro-league>
- Polcino, M. (2001). *The Simpsons: "Children of a lesser color."*
- Rampersad, A. (1997). *Jackie Robinson: A Biography*. New York: Ballantine Books.
- Remnick, D. (1998). *King of the World: Muhammad Ali and the Rise of an American Hero*. New York: Random House.
- Ritchie, A. (2006). Marshall "Major" Taylor: The Fastest Bicycle Rider in the World. In D. K. Wiggins (Ed.), *Out of the Shadows : A Biographical History of African American Athletes* (S. 21–37). Fayetteville: University of Arkansas Press.
- Sanderson, J., Frederick, E., & Stocz, M. (2016). When Athlete Activism Clashes With Group Values: Social Identity Threat Management via Social Media. *Mass Communication and Society*, 19(3), 301–322.
- Schaap, J. (2007). *Triumph: The Untold Story of Jesse Owens and Hitler's Olympics*. Boston: Houghton Mifflin.
- Schatz, R. T., & Lavine, H. (2007). Waving the Flag: National Symbolism, Social Identity, and Political Engagement. *Political Psychology*, 28(3), 329–355.
- Schild, G. (2016). Von der Sklaverei zur Bürgerrechtsbewegung: Rassenbeziehungen in Amerika, 1770 bis 1945. In M. Butter, A. Franke, & H. Tonn (Eds.), *Von Selma bis Ferguson - Rasse und Rassismus in den USA* (S. 47–71). Bielefeld: Transcript.
- Smith, A. D. (1991). *National Identity*. London: Penguin.
- Solow, B. L., Solow, J. L., & Walker, T. B. (2010). Moving on up: The Rooney rule and minority hiring in the NFL. *Labour Economics*, 18(3), 332–337.
- Spitaler, G. (2005). *Authentischer Sport - inszenierte Politik? Zum Verhältnis von Mediensport, symbolischer Politik und Populismus in Österreich*. Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH.
- Spitaler, G. (2009a). Politik und Sport. Sportliches und politisches Feld - Verbindungen und Trennlinien. In M. Marschik, R. Müllner, O. Penz, & G. Spitaler (Eds.), *Sport Studies. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung* (S. 60–71). Wien: Facultas.
- Spitaler, G. (2009b). Politikwissenschaft und Sport. In M. Marschik, R. Müllner, O. Penz, & G. Spitaler (Eds.), *Sport Studies. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung* (S. 273–275). Wien: Facultas.
- Stefon, M. (2018). Historically black colleges and universities. Zugriff am 28. Februar 2019 unter <https://www.britannica.com/topic/historically-black-colleges-and-universities>
- Sundquist, E. (2009). *King's Dream*. New Haven: Yale University Press.
- Taylor, K.-Y. (2016). *From pass:[#]BlackLivesMatter to Black Liberation*. Chicago: Haymarket Books.
- Underwood, J. (1968, October). The long long Jump. *Sports Illustrated*, 16–27.

- Urofsky, M. I. (2018). Jim Crow law.. Zugriff am 25. Mai 2019 unter <https://www.britannica.com/event/Jim-Crow-law>
- Virgil, C. J. (2011). *Protest in der Weltgesellschaft*.. Wiesbaden: Springer VS.
- Weffer, S. E., Dominguez-Martinez, R., & Jenkins, R. (2018). Taking A Knee. *Contexts*, 17(3), 66–68.
- Wiggins, D. K. (1985). Leisure Time on the Southern Plantation: The Slaves' Respite from Constant Toil, 1810-1860. In D. Spivey (Ed.) (S. 25–50). Westport, Connecticut: Greenwood Press.
- Wiggins, D. K. (1991). Prized Performers, but Frequently Overlooked Students: The Involvement of Black Athletes in Intercollegiate Sports on Predominantly White University Campuses, 1890-1972. *Research Quarterly for Exercise and Sport*, 62(2), 164–177.
- Wiggins, D. K. (2018). *More Than a Game: A History of the African American Experience in Sport*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- Wiggins, D. K., & Swanson Ryan A. (2016). Introduction. In D. K. Wiggins & R. A. Swanson (Eds.), *Separate Games: African American Sport behind the Walls of Segregation* (S. xiii–xvi). Fayetteville: University of Arkansas Press.
- Wise, M. (2000). The Third Man in Mexico City. Zugriff am 16. März 2019 unter <https://www.nytimes.com/2000/09/17/sports/sydney-2000-the-third-man-in-mexico-city.html>
- Wise, T. (2005). *Affirmative Action : Racial Preference in Black and White*. New York: Routledge.
- Wyche, S. (2016). Colin Kaepernick explains why he sat during national anthem. Retrieved March 21, 2019, from <http://www.nfl.com/news/story/0ap3000000691077/article/colin-kaepernick-explains-why-he-sat-during-national-anthem>
- Zang, D. W. (2003). The Greatest. Muhammad Ali's Confounding Character. In P. B. Miller & D. K. Wiggins (Eds.), *Sport and the color line, Black Athletes and Race Relations in Twentieth-Century America* (S. 340–367). New York: Routledge.
- Zirin, D. (2008). *A People's History of Sports in the United States*. London, New York: The New Press.
- Zolov, E. (2004). Showcasing the “Land of Tomorrow”: Mexico and the 1968 Olympics. *The Americas*, 61(2), 159–188.

8. BILDQUELLEN

- Bello, A. (2014). Zugriff am 9. April 2019 unter <https://www.si.com/nba/2014/12/08/lebron-james-kyrie-irving-i-cant-breathe-eric-garner>
- Curry, J. (2014). St. Louis Rams players put their hands up to show support for Michael Brown before a game against the Oakland Raiders at the Edward Jones Dome on Nov. 30, 2014. Zugriff am 9. April 2019 unter <http://www.msnbc.com/msnbc/st-louis-rams-show-solidarity-ferguson-protesters>
- Dominis, J. (1968). Black Power Salute. Zugriff am 9. April 2019 unter <http://100photos.time.com/photos/john-dominis-black-power-salute>
- Deutsche Presse Agentur. (2016). Adolf Hitler und die Führungsriege des Dritten Reichs bei der Eröffnung der Spiele am 1. August. Zugriff am 23. Mai 2019 unter <https://www.berliner-zeitung.de/berlin/olympia-1936-hitlers-grosse-propagandaschau-24396312>
- Gazzaniga, R. (2015). Zugriff am 11. April 2019 unter <https://riccardogazzaniga.com/the-white-man-in-that-photo/>
- Getty Images. (2016). Eric Reid, Colin Kaepernick and Nate Boyer during the playing of the national anthem on September 1, 2016. Zugriff am 9. April 2019 unter <https://www.aol.com/article/news/2018/09/11/veteran-former-nfl-player-nate-boyer-media-fans-missing-point-of-player-protests/23522976/>
- Harris, H. (1947). Norman Berman had a front-row seat in the team photo (legs crossed on right) and as a witness to history with the Jackie Robinson-led Dodgers. Zugriff am 9. April 2019 unter <https://www.si.com/mlb/2013/04/12/norman-berman-jackie-robinson>
- Leifer, N. (1965). Zugriff am 9. April 2019 unter <https://www.si.com/vault/boxing/photo/2014/02/25/100-greatest-si-photos-muhammad-ali#1>
- Leifer, N. (1968). Fists of Fury. Zugriff am 23. Mai <https://www.si.com/olympics/2018/10/03/john-carlos-tommie-smith-1968-olympics-black-power-salute>
- Minchillo, J. (2013). A giant American flag is unfurled on the field in honor of military veterans s before a NFL football game between the New York Jets and New Orleans Saints at MetLife Stadium Nov. 3, 2013, in East Rutherford. Zugriff am 9. April 2019 unter <https://www.nbcnews.com/news/us-news/nfl-agrees-reimburse-u-s-taxpayers-720k-paid-patriotism-n577031>
- Nike (2018). Nike's decision to name Colin Kaepernick as the face of its new #JustDoIt campaign caused a backlash. Zugriff am 9. April 2019 unter <https://www.rollingstone.com/culture/culture-features/colin-kaepernick-controversy-nike-call-center-720713/>
- Riedel, C. (2017). Polls show that the national anthem protest issue has resonated with millions of fans who insist all players should stand when it is played. Zugriff am 9. April 2019 unter

http://www.espn.com/espn/otl/story/_/id/21170410/gaffes-tv-ratings-concerns-dominated-nfl-players-forged-anthem-peace-league-meetings

Sportschau. (2018). John Carlos über Peter Norman, den dritten Mann auf dem Podium.

Zugriff am 9. April 2019 unter <https://www.sportschau.de/weitere/allgemein/black-power-geschichten-fuenfzig-jahre-100.html>

Ullstein via Getty Images. (2016). Flying Ace: Owens' gold-medal long jump at the Olympics.

Zugriff am 23. Mai 2019 unter <https://www.historynet.com/game-on-the-story-of-jesse-owens.htm>

9. ANHANG

9.1. EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG

Ich erkläre hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommen Gedanken sind als solche kenntlich gemacht. Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht.